

Doppelnummer

Nr. 339/340

Dezember 1911

XIII. JAHR

DIE FACKEL

HERAUSGEBER

KARL KRAUS

INHALT:

Glossen / Notizen / Schauspielermonumente / Aus der
Branche / Drei Bücher / Die neue Art des Schimpfens
Sämtliche Beiträge von KARL KRAUS

NACHDRUCK VERBOTEN

PREIS DER DOPPELNUMMER 60 HELLER
ERSCHEINT IN ZWANGLOSER FOLGE

VERLAG: 'DIE FACKEL', WIEN — BERLIN

WIEN, III/2, HINTERE ZOLLAMTSSTRASSE 3 TELEPHON Nr. 187
BERLINER BUREAU: HALensee, KATHARINENSTRASSE 5

VERLAG JAHODA & SIEGEL, WIEN UND LEIPZIG

KARL HAUER

**VON DEN FRÖHLICHEN UND
UNFRÖHLICHEN MENSCHEN**

GESAMMELTE ESSAYS

Broschiert Mk. 4.—, Gebunden Mk. 5.—

ALBERT EHRENSTEIN

TUBUTSCH

Mit 12 Zeichnungen von

Oskar Kokoschka

Kartoniert Mk. 5.— (K 6.—), in Luxusband Mk. 7.— (K 8.40)

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen

FRANZ WERFEL

DER WELTFREUND

GEDICHTE

Axel Juncker-Verlag, Berlin-Charlottenburg

ARNOLD SCHÖNBERG

HARMONIE - LEHRE

Universal - Edition Leipzig—Wien 1911

DIE FACKEL

Nr. 339/340

30. DEZEMBER 1911

XIII. JAHR

Glossen

Von *Karl Kraus*

ÖSTERREICH

hat nicht aufgeschrien, als ich ihm die Geschichte des freigesprochenen Prostituiertenmörders von Leitmeritz erzählte. Es schreit nicht auf, wenn ihm das Gegenbild gezeigt wird:

Liebe Mutter! Weißt Du, daß in Wien eine große Demonstration war? Das war gerade am 17. September. Wie wir von der Arbeit fertig waren, sind wir auch neugierig gewesen und sind ich und der Nicolini und noch ein anderer Lehrbub von uns sind auch schauen gegangen. Wie wir hingekommen sind, da haben die Leute geschrien und mit Steine geworfen. Jetzt sind wir weggelaufen, wie wir das gesehen haben und haben uns keiner mehr gefunden, und ich hab mich gerade zum Deutschen Volkstheater hingestellt, wo mehre Leute standen, und da sind Steine auf die Wachleute hingeflogen und da habe ich auch einen Stein geworfen, und wie ich geworfen habe, jetzt sind die Wachleute über mich hergelaufen und haben mich arretiert.

Er wurde zu einem Jahre Kerker, verschärft mit einem Fasttag im Monat, verurteilt und büßt seine Strafe in Göllersdorf ab. Er wurde am 17. September eingesperrt. Am 19. September hätte er die Gesellenprüfung machen sollen. Die Mutter schrieb an einen Verein:

... Helfen Sie mir, mein Kind zu retten. Ich bin eine ledige Arbeiterin, die das Unglück hatte, von dem Vater ihrer Kinder verlassen zu werden und diese selbst erziehen mußte und dabei täglich zur Fabrik wandern mußte ... Von Brot und Kaffee lebe ich lange Jahre, um meine Kinder groß zu bringen ... Ich hatte auch so weit Glück, als ich meinen Sohn bei einem braven und tüchtigen Meister unterbrachte. Daß ich auf den Tag wartete, wo mein Sohn frei wurde und mir etwas zum Haushalt beisteuern sollte, werden Sie mir wohl glauben. Statt dessen bekomme ich die Nachricht von seiner Verurteilung. Da er arretiert und nicht mehr ausgelassen wurde, konnte er die Prüfung nicht mehr ablegen, so daß wahrscheinlich seine Lehrzeit verloren ist.

Das Gnadengesuch um Herabsetzung der Strafe wurde mit dem Bescheid vom 7. November 1911, Zahl 8288, beantwortet:

Das k. k. Landesgericht in Strafsachen hat den Beschluß gefaßt, das Gesuch mangels zureichender zu berücksichtigender Gründe zurückzuweisen.

Hanusch.

* * *

EIN NOTSCHREI

»(*Eine verwaiste Stadt.*) Ein Leser schreibt uns: Herr Redakteur! Die an der Wottawa liegende Stadt Horazdiowitz in Böhmen hat schon länger als ein Jahr keinen Bürgermeister und keinen Stadtrat, sondern wird von einer von der Behörde eingesetzten Kommission verwaltet, an deren Spitze der Oberpostmeister kaiserlicher Rat Josef Schönhansl steht. Die Stadt hat keinen Dechant und keinen definitiven Stadtarzt, weil beide das Zeitliche gesegnet haben; zudem ist die Horazdiowitzer Bezirksvertretung *ohne Obmann*, da die Wahl des letzteren nicht bestätigt wurde. Es wäre an der Zeit, daß da definitive Zustände geschaffen würden. Vielleicht hilft die Veröffentlichung dieser Zeilen dazu. Hochachtungsvoll B. M.«

Nichts als Elend in der Welt bei dem miserablen Zeitpunkt. Die warmblütige Bevölkerung Wiens wird es sich aber nicht zweimal sagen lassen. Besonders das mit dem Obmann muß leicht in Ordnung zu bringen sein.

* * *

SICHER IST SICHER

»Berlin, 17. November. Die Vossische Zeitung, meldet aus Wien: Der italienische Botschafter am Wiener Hofe ersuchte im Auftrage der Italienischen Regierung den Vertreter der Wiener israelitischen Kultusgemeinde, Doktor Alfred Stern, die Gemeinde möge ihren Einfluß auf die Wiener Presse geltend machen, um im Interesse der Abwehr des Antisemitismus von Italien die freisinnigen Zeitungen von kritischen Bemerkungen über die italienische Kriegsführung abzuhalten.«

Wenn die Gans keine Ente ist, so ist die Sache koscher und alles stimmt. Ein Bild von der Kausalität der Welt und von der Identität der Kräfte: Wenn der Schmock in Wien dagegen ist, wird der Hausierer in Mailand geprügelt. Der Rebbe soll vermitteln. Daß er es vermag, daß Kultusgemeinde und Concordia Fleisch von einem Fleische sind, ist eine europäische Voraussetzung, ohne die wahrscheinlich nie der Dreibund zustandegekommen wäre. Der Wiener Presse kann man mit Geld allein nicht beikommen: wenn ihre Überzeugung stärker ist, wendet man sich ans Rabbinat. Nichts ist dabei wichtiger als die Belanglosigkeit, ob die Meldung wahr oder erfunden ist. Die wahren Wahrheiten sind die, welche man erfinden kann. Wie sollten sich aber im Ernst die Wiener Dinge dem ausländischen Leser einer Wiener Zeitung anders darstellen? Ist doch das Weltbild, das man von jeder Zeile der Neuen Freien Presse abziehen kann, ein Familienschmus aller Nationen, Einheirat der Dynastien, und wenns Krieg gibt, eine Beschneidung. Ist doch die eigene Welt dieser Presse nicht anders belebt als durch Teilnahme an Geburt und Tod in der Verwandtschaft, durch die Eingeweihtheit aller Feste und durch das Rituale der Berichterstattung. Gibt es irgendwo einen Kult, der unumstößlichere Tatsachen aufweist als der Wiener Zeitungsbrauch? Die Art, wie hier gratuliert und kondoliert, geboren und gestorben wird und immer drei kaiserliche Räte aus dem Morgenland einem Stern folgen, genügt allein, um das Ausland aufmerksam zu machen, und was hier an Gerüchen von Tonello und

Tönen von Sulzer in die öffentliche Debatte dringt, ist so penetrant, daß auch der Fernstehende spürt: in dieser Gegend, mein Lieber, ist der Weg vom Reporter zum Rabbiner nicht weit. Verlorene Bocher sitzen in den Schreibstuben und legen die Ereignisse aus. Die einst im Tempel mitgesungen haben, werden Musikkritiker. Die noch heute das Messer in den Mund nehmen, Kriegsberichterstatter. Warum sollte man sie nicht diplomatisch beeinflussen können? Sie folgen ihrem Stern. Er steht über ihrer Berichterstattung. Und wenn ich selbst dereinst gefragt werden sollte, wie sich mir eigentlich die Welt geoffenbart habe, ich müßte den Blick senken und bekennen: Als kleine Chronik. Und wie die kleine Chronik? Ich würde stolz sagen: Als Religion.

* * *

WEIHNACHT

Bürgerlich und in Ehren, wie sie gelebt haben, bestehen die Kupplerinnen vor ihrem Richter, wenn es der Polizei einmal gelungen ist. Der Richter heißt, wie nicht anders zu erwarten war, Wokurka. (Vereinzelte haben auf Blatschtowitschka getippt.) Der Gerichtssaalberichterstatter kann nicht leugnen, daß sie aus der Untersuchungshaft in einer langen, schwarzen, pelzbesetzten Jacke vorgeführt wurde. »Ihre hohe, schlanke Gestalt und ihre herben, regelmäßigen Züge entbehren nicht einer gewissen Vornehmheit. Was will man also haben? Nur zwei Herren waren es, sagt sie. Bei der Polizei hat sie mehr zugegeben. »Damals war ich krank, nervös und dann wurde mir so arg zugesetzt.« »Wer waren die Herren — « fragt Wokurka, und man denkt, er wolle jetzt die Polizisten, die sich für solche Sachen interessieren, bloßstellen. Nicht doch: »Wer waren die Herren, die zu ihnen kamen?« Ein Baron und ein Gutsbesitzer aus Steiermark, »der nur ein Mädchen aus anständigem Hause wollte«. Somit könnte der Richter beruhigt sein. Immer wollen die Gutsbesitzer aus Steiermark ein Mädchen aus anständigem Hause, aber sie wollen es nicht in einem anständigen Hause treffen. Wenn es der Justiz auch nicht passen sollte, sie wird es nicht ändern, es wäre Torheit, es den Gutsbesitzern zu verübeln, und es gehört kein Mut dazu, die Kupplerinnen es büßen zu lassen, daß sie mehr Verständnis dafür haben als die Richter. Die Anständigkeit eines Hauses, in welchem ein Mädchen aus anständigem Haus verkehrt hat, sollte ihnen einleuchten. Dieser hier scheint Familiensinn zu haben. Er nimmt eine Photographie zur Hand. »Wer ist das?« »Das ist meine Tochter.« »Wenn die von dem Geschäfte ihrer Mutter erfahren wird!« Der Berichterstatter unterläßt es bei dieser Gelegenheit, Frau Warrens Gewerbe ¹ heranzuziehen, wofür wir ihm Dank wissen, und begnügt sich mit der einfachen, aber umso wirksameren Feststellung: »Angekl. schluchzt laut.« Aber weder er noch der Richter sagen sich in solchem Moment, wo es endlich gelungen ist, die besseren Regungen usw.: daß jenes Mädchen, wenn es einmal Zeitungen lesen wird, nämlich morgen, von dem Geschäft der Mutter erfahren wird. Und wenn sie fünf Jahre in der Küche gesessen wäre und nichts erfahren hätte, eine Gerichtsverhandlung informiert sie, denn Justiz und Presse sind nicht so diskret wie eine Aufführfrau. Warum also, wenn wir es schon auf das Familiengefühl abgesehen haben, warum lassen wir es nicht lieber am häuslichen Herd geschont als im Gerichtszimmer entblößt werden? Und mit welchem Recht mischt sich die Justiz, der ein stumpfes Gesetz den Eingriff ins Privatleben gestattet, auch noch in das Familienleben? Mit welchem Recht ist Wokurka sentimental? Er ist es vielleicht deshalb, weil er erfährt, wie bürgerlich die Un-

1 »Frau Warrens Gewerbe«, Drama von Georg Bernhard Shaw.

moral sich und die Bürgerstöchter aufführt. Sogar Gesellschafterinnen verkehren bei ihr. »Jawohl«, sagt eine, »und ich kann meine Zeugnisse, die durchwegs glänzend sind, vorlegen.« Auf die Frage, ob und warum sie dort gewesen sei, macht sie die Gründe durchaus plausibel: »Jawohl, denn ich habe nur einen Freund und dieser hat im Monat nur 1 bis 2 Tage für mich Zeit, das genügte mir selbstverständlich nicht und statt Straßenbekanntschaften zu machen, bei denen man sich leicht kompromittieren kann, ging ich zur Frau Anivanter.« Eine tadellose Aussage, die nichts verschweigt und nichts beschönigt, und der nichts hinzuzusetzen ist. Wenn die Sittenpolizei auch so vernünftig dächte, wäre das Leben angenehm. Sie will aber — niemand weiß warum —, daß sich die Mädchen auf der Straße kompromittieren und rennt jenen, die es nicht tun wollen, das Haus ein. Wie vernünftig man mit Wokurka sprechen kann, beweist noch eine andere Zeugin. Sie beklagt sich, die Anivanter habe ihr ihren Freund abspenstig machen wollen. »Sie (die Zeugin) habe aber schon einen neuen Freund gefunden, der sie bald heiraten wird.« Solche Erörterungen gehören schließlich zur Sache, und wenn sich die Justiz in die Sache mischt, so muß sie sich die Parerga gefallen lassen. Die Fiktion, daß es einen außerehelichen Beischlaf nicht gibt, kann auf die Dauer nicht aufrechterhalten werden, und zu ihrem Erstaunen erfahren immer die Richter, daß die Unmoral die Allüren der Moral viel besser trägt als diese selbst, und horchen mit berechtigtem Wissensdurst in eine Welt hinein, die nur ihnen verschlossen ist. Dieser da hat aber noch nicht genug, er will noch weitere Zeuginnen hören und vertagt. Gegen Gelöbnis wird die Angeklagte auf freien Fuß gesetzt. Das ist brav gehandelt. Auch die Häuslichkeit verlangt ihre Rechte und Weihnachten steht vor der Tür. Auf dem Korridor stehen die Lebemänner. Sie wünschen sich die Adresse der »Zeugin Amalie B., einer Dame von großer Eleganz und Schönheit«. Denn die Gelegenheitsmacherinnen werden eingesperrt, die Gelegenheiten bleiben. Jede dieser Gerichtsverhandlungen spielt sich so ab, als ob der Geschlechtsverkehr soeben erfunden und in diesem einen Fall versuchsweise angewendet worden wäre. Es ließe sich aber nachweisen, daß dem nicht so ist. Wenn der Staat wüßte, wozu so viel Aktenpapier beschrieben wird, wäre ihm noch zu helfen. Wohl den Richtern, die einmal von sich sagen können, daß sie ihre Zeit so gut angewendet haben wie die Kupplerinnen! Wenn es eine Entwicklung geben sollte, so könnte ich mir zu deren Vorteil alle anderen Berufe aus ihr eher wegdenken als diese Frauen, die in ihrer Gesamtheit — von gelegentlichen Irrungen abgesehen, aber wo klappts denn im Staat? — ihrer Aufgabe besser entsprochen und weniger Schaden gestiftet haben, als Strafrichter, Diplomaten, Literarhistoriker und ähnliche zweifelhafte Professionisten. Wie weit entfernt unser Leben von der Wahrheit liegt, beweist mir die Gewißheit, daß man meine Worte für zynisch, für paradox, für irgendetwas halten wird, das nur ein Spiel mit der Lüge ist und diese mehr bejaht als die Lüge selbst. Es ist mir aber Ernst. Ich sag's nicht für mich. Ich kann ohne die Kupplerinnen eher leben als die Gesellschaft, die sie verfolgt. Aber ich habe ein geistiges Interesse an ihrer Existenz, weil ich ein geistiges Interesse gegen eine Gesellschaft habe, die mir ihre ganze Nichtigkeit in der fortwährenden Verleugnung ihrer Wichtigkeiten erst zu beweisen scheint. Denn in Leitmeritz war an der Prostitution nichts erlaubt als die Ermordung der Prostituierten, und die Sittlichkeit überlebte diesen Messerstich. Sie lebt, denn sie lügt. Sie verabscheut, was sie begehrt. Ich bin nicht sentimental. Aber ich möchte ihr zureden, daß sie ihre Wünsche nicht in ihrer Lüge ersticke und sich dort besinne, Friede auf Erden zu geben, wo den Menschen ein Wohlgefallen ist.

DAS APARTE INNENLEBEN

»(Tagebuchblätter). Ein dichterisches Gemüt bewahrt auch in der kalten dörrenden Atmosphäre der Aktenarbeit sein eigenes Wesen und Leben, und wenn es hinauszieht aus den Räumen mit ihrem drückenden Bann der verwaltungstechnischen Beschäftigung, so regt es gemach seine bunten Schwingen und strebt empor ins farbige Reich der Phantasie. Regierungsrat Dr. S. Freund, ein hoher Polizeifunktionär, hat eine Sammlung von Gedichten und Sprüchen erscheinen lassen, die »Tagebuchblätter« (Verlag von Karl Konegen, Wien) betitelt und dem Polizeipräsidenten Karl R. v. Brzesowsky gewidmet ist. Der Verfasser, tief drin in dem frostigen Gehege dieses Zweiges der öffentlichen Administration, hat es doch vermocht, sich die aparte Innenwelt zu erhalten, die ihm seine poetische Begabung geschaffen. Sein Sehnen, »das, was (wie er im Vorwort der gewählten Sammlung äußert) im Herzen, in der Seele des Menschen ruht, aus den Tiefen hervorzuholen, sein Gefühlsleben, sein notwendig sittliches und soziales Empfinden darzustellen, die Merkmale wahren Menschentums aufzuzeigen«, bringt er in den Gedichten glücklich zum Ausdruck, die dieses Schwärmen und Streben nicht nur in sinnfälligen und wohlabgetönten Bildern, sondern auch stimmungsvoll und in anmutiger Form bekunden. Die Sujets sind sehr mannigfaltig. Bald abstrakte Vorstellungen, bald die Wiedergabe von Geschautem in der Natur und im Menschengewühl, findet man aber auch kritische Glossen über Erscheinungen des Alltags, wie sie in mehr oder minder *ephemer* Art auftauchen, dies ganz besonders in den Sprüchen, deren Tendenz der Autor in dem vorangestellten Motto angedeutet hat, das lautet: Wahrheit zeige dich! — Dich nur suche ich. — Bist verborgen du, — Läßt's mir keine Ruh'.«

Das wollen wir nun gar nicht mal erst aufkommen lassen! Ah da schauts her, ein Regierungsrat will gemach seine bunten Schwingen regen und strebt empor, aber nicht wie man glaubt, sondern ins farbige Reich der Phantasie? Als ob nicht bei Gericht, in den Ministerien, bei der Südbahn schon genug Herrschaften wären, die sich die aparte Innenwelt erhalten haben, um sich gelegentlich darüber in Dramen, Skizzen, Gstanzeln zu äußern. Nämlich über das was wie er im Vorwort äußert in der Seele des Menschen ruht und in der Polizeisprache Gefühlsleben genannt wird. Die Merkmale wahren Menschentums aufzeigen — meinetwegen, solange es bei blond, mittelgroß, proportioniert sein Bewenden hat und den trostlosen Jargon jener Büchel bedeutet, die immerhin ungleich wertvollere Kulturdokumente sind als alles, was je im Verlag von Karl Konegen, Wien erschienen ist. Was das notwendig soziale und sittliche Empfinden anlangt, so äußere es sich darin, daß man Demonstranten auf der Wachstube nicht prügelt und ruhige Kupplerinnen ungeschoren läßt, aber wenn man schon durchaus das Bestreben hat, eine aparte Innenwelt aufzustöbern, lästige Dilettanten verhaftet. Das fehlt nämlich noch, daß die Beamtenkategorie, die dazu berufen ist, das Leben »bedenklich« zu finden, darüber nachzudenken beginnt! Oder daß die Herrschaften, bei denen man Schereereien hat, weil einem ein Pelz gestohlen wurde oder weil Gott sie an die Spitze eines Paßdepartements gestellt hat, ihr Schwärmen und Streben in andern Bildern zum Ausdruck bringen, als in jenen, die ein Verbrecheralbum

schmücken. »Bald abstrakte Vorstellungen, bald die Wiedergabe von Geschautem in der Natur und im Menschengewühl, findet man aber auch kritische Glossen«: das reine Erkennungsamt! Die mannigfaltigen Sujets, die Erscheinungen des Alltags, wie sie in »mehr oder minder ephemere« Art auftauchen: das reine Zentralmeldungsamt! Wahrheit zeige dich, dich nur suche ich: das reine Evidenzbüro! Aber im Verkehrsamt muß es nicht klappen, denn während die Funktionäre Verse protokollieren, werden die Passanten von zwanzig verschiedenen Automobiltypen überfahren, und was das Preßbüro anbelangt, so ist es höchste Zeit, daß gegenüber den immer wieder auftauchenden Versuchen, eine Verbindung von Polizei und Schöngesteuer anzubahnen, eine verschärfte Polizeizensur etabliert wird. Ich bin ein Vertrauter, ich habe erhoben, daß die Muse eine bedenkliche Frauensperson ist, nämlich die 1857 aus Wien auf sechzig Jahre abgeschaffte Private Ludmilla Drahoukupil, die damals unter sittenpolizeilicher Kontrolle stand und im Salon der bis dahin unbescholtenen 102jährigen Seraphine Freund, welche nicht befugt war, galante Zusammenkünfte zwischen Herren und Damen der vornehmen Lebewelt herbeizuführen und daraus Nutzen zu ziehen, wobei die vorbestrafte 103jährige Hilfsarbeiterin Mizzi Brzesowsky (vulgo Kügerl) als Postillon d'amour fungierte und an die Damen und Herren Briefe überbrachte, in denen diese zu einer festgesetzten Zeit eingeladen wurden, trotz wiederholter Beanstandung ein— und ausgegangen ist.

* * *

DER ANKLÄGER

(Eine kleine Theaterdame in ihren Ferien.) Die 20 jährige Emilie N., ein hübsches Mädchen, befand sich heute vor dem Schwurgericht unter der Anklage des Diebstahls. Staatsanwalt Dr. E. sagte von ihr, sie gehöre zu jenen Lebedamen, die mit mehr oder weniger Talent zum Theater gehen, um sich den Namen Schauspielerin beilegen zu können, die aber diesem Berufe gewöhnlich nicht lange treu bleiben, und sich dann meist ohne Engagement damit beschäftigen, als Schauspielerinnen Herrenbekanntschaften zu machen, um in die Lebewelt, in die Kreise der Jeunesse dorée eingeführt zu werden. Dazu gehöre sozusagen ein Betriebskapital, um sich die notwendigen Toiletten anschaffen zu können. Immer sei nun die Konjunktur nicht günstig, es gebe auch für diese Damen Zeiten der Geldnot und dann geraten sie leicht auf Abwege.

Was soll das Grinsen? Das ist doch eine Verteidigung, keine Anklage. Natürlich handelt es sich um das Betriebskapital! Was würden denn diese Herren tun, wenn ihr Beruf nicht zufällig anerkannt und besoldet wäre? Es hat schon welche gegeben, die sich trotzdem in die Lebewelt, in die Kreise der Jeunesse dorée einführen ließen, um der Geldnot abzuhelpen. Man kann nämlich auch Damenbekanntschaften machen. Und man kann sogar Herrenbekanntschaften machen.

* * *

FÜR DIE POLIZEI

Im Zweifelsfall ist zwischen Zensor und Zensurkämpfer blind der Zensor vorzuziehen, und der vom »Büttel« angefaßten Kunst gehts erst schlecht,

wenn sie vom Freigeist verteidigt wird. In Wahrheit schützt der Büttel die Kunst gegen den Freigeist. Denn wenn er eine Ansichtskarte nach Tizian verbietet, so bewahrt er das Werk vor der stofflichen Ausschmarotzung, die dem Freigeist geläufig ist. Das viehische Geschrei, das jedesmal entsteht, wenn dem Schaufenster eines Händlers nahegetreten wurde, beweist, daß die Polizei von Tizian mehr weiß als die Intelligenz. Die Polizei ist bloß der Ansicht, daß die vorbeigehenden Schuljungen es nicht auf Tizian, sondern auf das nackte Frauenzimmer abgesehen haben, während die Intelligenz dieselben Augen hat wie der Schuljunge und von der Identität des Künstlers mit dem Photographen überzeugt ist. Das Verbot der Schaustellung des Nackten könnte ein soziales Unrecht von mäßigem Interesse sein; der Protest zum Schutze der Kunst ist sicher eine Gemeinheit. Der Büttel, der das Leben fesselt, tritt ihm dort noch am wenigsten nahe, wo es im prostituierten Stoff der Kunst Passanten belästigt oder beunruhigt, die nicht willig oder nicht mündig sind. Die Kunst berührt er nicht und sein Verbot kommt ihr irgendwie eher zugute als der liberale Protest, der irgend etwas schützt, was er für die Kunst setzt, wie ja immer die Intelligenz Mißverständnisse verbreitet, indem sie Verständnisse zu popularisieren glaubt. Aber mit seinem härtesten Unrecht gegen die Kunst bestünde der Büttel in Ehren vor der Kunst neben der Schmach, die ihr im Schutz unberufenster Anwälte widerfährt. Der Vorwurf der Unsittlichkeit gegen einen Künstler muß keine Ehre sein, seine Rettung für die Sittlichkeit ist immer eine Schande. Indem die Verteidiger den Vorwurf für schimpflich halten, bejahen sie die Anschauung des Büttels und bestreiten nur den Tatbestand. Gegen das Verbot von Tagebuchaufzeichnungen Flauberts hat sich in Berlin das Pathos eines Verlegers gewehrt. Er hatte aber schon vorher selbst an einigen Stellen Zensur geübt, und diese Übereinstimmung mit dem Standpunkt der Polizei schien dem Richter ein Argument gegen den Angeklagten. Stolz nun bestritt dieser die Gleichheit der Motive, indem er sagte, er habe nicht aus Gründen der Sittlichkeit die Vorzensur besorgt, sondern bloß aus Gründen des guten Geschmacks. Und das literarische Deutschland jagte diese Freigeister, die Flaubert lieber der Geschmacklosigkeit als der Unsittlichkeit verdächtig haben wollten, nicht zum Teufel, sondern brüllte gegen die Polizei. Dieselbe Gesellschaft läßt, da ihr Herr Eulenberg — ein viel zu wenig unterschätzter Schriftsteller — wegen einer platten und darum verbietenswerten Sexualwahrheit angeklagt ist, Sachverständige aufmarschieren, die moralfürchtiger sprechen als die Polizei. »Er sei zu der Überzeugung gekommen, daß der Artikel des Angeklagten diejenigen, die ihn lesen, in ihrer Sittlichkeit nur stärken könne«, sagt einer von jenen, die jedesmal gerufen werden, wenn »in weiten Kreisen der Schriftsteller eine große Beunruhigung Platz gegriffen hat«. (Unter ihnen der in dieser Welt nicht mehr zu entbehrende Herr Zobelitz.) Herr Gurlitt »würde kein Bedenken tragen, den Aufsatz in ein oder zwei Jahren seinen *eigenen Kindern* in die Hand zu geben«. Der Reporter unterstreicht das Familienleben, erschauernd wie vor einer atridischen Begebenheit. Der Philosoph Simmel hat schon einen Zwanzigjährigen; »er habe das Experiment gemacht«, ihm den Aufsatz einzugeben; und der Sohn sei »nach der Lektüre bewegt zu ihm gekommen und habe ihm gedankt«. Denn hier werde »die Hand auf einen der niedrigsten und verwerflichsten Züge des gesamten Sexuallebens gelegt«. Wogegen ein geheimer Medizinalrat bloß meinte, daß ein »Finger in eine offene Wunde unserer Studentenschaft gelegt werde«. Und er habe seinerzeit den Artikel (der alle zu Experimenten reizte) »einer hochachtbaren und gesellschaftlich hochstehenden Frau vorgelegt, die daran nicht den geringsten Anstoß genommen habe«. So sprechen die Kapazitäten. Der Staatsanwalt, ungerührt von der Blutsverwandtschaft dieser Spra-

che, meinte, man dürfe sich »nicht auf die hohe Warte des Gelehrten und Künstlers stellen, unser Volk bestehe eben nicht bloß aus Gelehrten und Künstlern, man müsse die Mitte zwischen den Extremen halten.« Das Gericht aber fand, daß die Extreme sich immer in der Moral berühren, und sprach deshalb den Angeklagten frei. Dieselbe Gesellschaft erregt sich jetzt in München, weil die Polizei der Ansicht war, daß eine nackte Tänzerin die Sinnlichkeit erzeuge, und dies nicht dulden wollte. Wie ein Mann erhoben sie sich und erklärten, daß sie nicht Männer seien, sondern Ästhetiker, und die Zumutung sinnlichen Wohlgefallens wurde mit einer für die Tänzerin wie für die Zuschauer beleidigenden Vehemenz zurückgewiesen, gegen welche die sittliche Entrüstung der Polizei ein Kinderspiel war. Es wird in diesen Fällen immer nur um den Tatbestand gestritten und nichts ist banaler als das Interesse, welcher von beiden Teilen recht hat, ob der Ästhet noch die Andacht verrichten darf, wenn sich der Kommissar schon aufregt, und wo das beginnt, was die hüben und drüben »Anstoß« nennen. Den Mut anzustoßen haben diese Freien nicht; das Recht der Lust gegen die Sitte zu verteidigen, fällt dem Kunstliberalismus gar nicht ein. Der Reine läßt von der Todsünde der Heuchelei nicht, daß ihm alles rein sei, und Herr Max Halbe erläßt die folgende Erklärung.

»Ich glaube, daß jeder, der der Vorstellung reinen Auges und Sinnes, ohne die Absicht schweinisher Schnüffelei beiwohnte, das Theater mit dem Gefühl der Erhebung vor dem Göttlichen der Schöpferwerke, vor der Schönheit des Menschenleibes und mit Dank für dessen Schöpfer verlassen hat ... «

Man müßte an jeden dieser Schwachköpfe, die nicht ahnen, daß der niedrigste Sinneskitzel immerhin wertvoller ist als ihre Gefühle der Erhebung und daß in dem, was sie polizeigerecht verpönnen, doch mehr Schöpferisches und Göttliches ist als in allen ihren Theaterstücken und Romanen, man müßte an sie einfach die Frage stellen, ob sie als Pächter vollkommener Frauenleiber die Erlaubnis erteilen würden, daß deren Entblößung jeder Münchner beiwohnen darf, der reinen Auges und Sinnes ist. Wenn sie bei dieser Frage unruhig würden, müßte man sie auf die Kegelbahn zurückschicken und ihnen das Versprechen abnehmen, nie wieder Erklärungen zu erlassen. Diese Philister, die ohne den Vorwand der Ästhetik ihre Moralzwecke oder ihre Unterhaltungszwecke nicht betreiben können, stehen wohl tief unter dem Niveau der Polizei, die wenigstens den Tatbestand nicht fälscht, den sie zu Unrecht inkriminiert. Die Polizei hat die Keckheit, Sinnlichkeit verbieten zu wollen, der Liberalismus hat den Mut, die Sinnlichkeit zu unterschlagen. Er entzieht sich durch Betrug der Verfolgung für eine gute Sache. Er sagt, der Tanz sei Gottesdienst, nicht Lust, und begeht heuchlerische Begriffsspaltung, um ungestraft das genießen zu können, was er für ebenso verwerflich hält wie der Büttel. Der Liberalismus ist noch im Bordell voraussetzungslos. Jetzt triumphiert er, weil die Ästhetik die Bewilligung durchgesetzt hat, den Nackttänzen beizuwohnen. Der Prinzregent hats erlaubt, dem, wie sie mit Genugtuung melden, sein Freund, der Akademiedirektor von Miller »die künstlerische Seite dieser Vorführung dargelegt und auch die betreffenden Photographien unterbreitet hat. Der Regent soll davon sehr entzückt gewesen sein.« Der Regent ist über neunzig. Von Sinnlichkeit also keine Spur. Er fühlte sich beim Anblick der Photographien derart erhoben und geläutert, daß er nicht einmal die Worte: »Hörn's Miller, Sie san aber einer! Ausgschamt, aber a saubers Schmuckerl!« hervorgebracht haben soll, und nur noch die Geistesgegenwart hatte, den Akademiedirektor in den Bauch zu puffen.

* * *

ES WIRD FORTGELÄCHELT

»Aus Paris wird uns geschrieben: Die Wandfläche des großen Salons, welche früher durch das Bild der Gioconda geschmückt wurde, war seit vier Monaten leer. Es scheint, daß die erste Trauer über den Verlust dieses Kunstwerkes vorüber ist. Mona Lisa hat einen Ersatz gefunden. Seit einigen Tagen nimmt das schöne Porträt des Balthasar Castiglione von Rafael, welches früher in der Nachbarschaft der Mona Lisa hing, diesen Platz ein und an Stelle des Castiglione hat man den heiligen Johann den Täufer plaziert. Dieser ähnelt der Gioconda wie ein Bruder, er hat fast dasselbe Lächeln.«

Und wieder einmal ruft eine glückstrahlende Behörde an der Unglücksstätte: Alles gerettet! Denn in der Kunst kommt es nicht auf den Stoff an, und wenn man von einem gestohlenen Pelz den Pelz wieder hat, so kann man auf das Tuch verzichten.

* * *

DIE MEINENDEN

... von Bastien—Lepage, einem heute mit Recht halbvergessenen Epigonen des französischen Realismus Courbetscher Richtung, dessen abschreckende »Schnitterin« in der Luxembourg—Galerie den tiefen Endpunkt der Entwicklungslinie zeigt ... diesen beklagenswerten Sünder ... in seiner plattesten Manier, in seiner schmierigsten Malweise ...

Auch eine kleine Skizze von Bastien—Lepage hängt in diesem Raum, eine Arbeit, aus der man nun freilich nicht ersehen kann, was für ein meisterhafter Zeichner und prachtvoller, subtiler Feinmaler dieser heute weit unterschätzte, in seinen besten Werken an die großen Altmeister heranreichende Künstler gewesen ist.

Der eine heißt Nordau, der andere Seligmann, es könnte auch umgekehrt sein. Völlig belanglos. Zwei Hälften geben noch immer keine Persönlichkeit, oder, um im Terrain der Herren zu bleiben: zwei Zigarrenstummel machen noch keine Zigarre, zwei Kranke noch keinen Gesunden, zwei Pinsel noch keinen Maler usw. Wäre jeder der beiden Einer, so dürften sie einander getrost die Haare ausraufen, und wären beide Einer, so dürfte er nach Herzenslust seine Widersprüche bloßstellen. Was aber fängt die Öffentlichkeit mit zwei Bedienten an, die verschiedener Ansicht sind? Diese Differenzen sind in der Gesindestube auszutragen. Die Herrschaft will ordentlich bedient sein, sie will wissen, was sie von Bastien—Lepage zu halten hat, und nicht Kopfschmerzen bekommen. Schluß! Hinaus! Wird da Ruhe sein? Das wäre eine schöne Wirtschaft! Bei den Herren Nordau und Seligmann kommt es doch wirklich nicht darauf an, wie sie servieren, sondern was sie servieren. Ich lege den größten Wert darauf, zu wissen, was die beiden Herren von Bastien—Lepage halten, aber sie haben derselben Ansicht zu sein. Denn Leute, die nur eine Meinung haben, haben nur eine Meinung zu haben. Sonst haben beide

Unrecht, auch wenn sie beide Recht hätten. Was dagegen im Gehirn des Publikums vorgeht, das diesen Streit mitanhört, ist rätselhaft. Vermutlich bildet sich allmählich die Vorstellung heraus, daß Bastien—Lepage, der heute mit Recht halbvergessene Epigone und meisterhafte Zeichner, ein beklagenswerter Sudler war, dessen schmierigste Manier und subtilste Malweise diesen heute weit unterschätzten, an die großen Altmeister heranreichenden Künstler auf dem tiefen Endpunkt der Entwicklungslinie zeigt.

* * *

AUS ZWEI BENACHBARTEN SPALTEN

Die bezahlte:

Eine Sensationspremiere. Die Premiere des Dezemberprogramms gestaltete sich für das führende Wiener Variététheater und dessen ehrgeizigen Direktor Ben Tiber zu einem Ehrenabend. Es ist ein Verdienst des Direktors, seinem Hause ein großes Publikum erworben zu haben, das Leistungen von echt künstlerischem Werte nicht nur würdigt, sondern an dieser Stätte geradezu verlangt. Diesmal brachte das Apollotheater ein Werk aus der Feder Friedrich Werner van Oestérens: »Unterm Joch« zur Uraufführung, das, reich an hochdramatischen Momenten, das Publikum von der ersten bis zur letzten Szene in fiebriger Spannung hält und Gräfin Claire Metternich—Wallentin in der Hauptrolle Gelegenheit zu einer ausgezeichneten schauspielerischen Leistung gibt. Als würdige Partner dieser Darstellerin erwiesen sich Emil G. und Josef V. Ersterer in der realistisch gezeichneten Figur aus der Verbrecherwelt, letzterer als feuriger eleganter Liebhaber ... Die Herren O., G. und J. ergänzen trefflich das Ensemble. Nach dem Fallen des Vorhanges raste ein minutenlang währender Beifallssturm durch das Haus, immer und immer wieder mußten Frau W. und ihre Partner sich vor der Rampe zeigen.

Die unbezahlte:

Das Publikum des Deutschen Volkstheaters fand die Tendenz des Schauspiels »Um eine Seele« von Herrn Friedrich Werner van Oestéren sympathisch, was sie ja auch ist, und setzte sich um ihretwillen über die dilettantische Szenenführung und den Mangel irgendwelcher literarischen Qualitäten großmütig hinweg. Erst am Schlusse des zweiten Aktes ermannt sich das Drama und wird von da angefangen wenigstens ein rechtschaffener Kolportageroman, der ja im Theater, wo er nicht in Lieferungen zu erscheinen braucht, seine Wirkung nie versagt. So entstand ein äußerlich effektvoller Theaterabend, zu dessen Gelingen die Herren H., K. und F. sowie die Damen U. und E. in ihren ganz uninteressanten Rollen das Ihrige rechtschaffen beitrugen. Die einzige, gesehene, wenngleich auch recht konventionelle Gestalt, einen näselnden jungen Aristokraten, spielte Herr G. in seiner freundlich gewinnenden Art. Überflüssig zu erwähnen, daß Herr van Oestéren, der übrigens ein besserer Erzähler als Dramatiker ist, wiederholt gerufen wurde.

Die Wahrheit liegt wie überall auch hier in der Mitte, nämlich daß die Neue Freie Presse ein Trampel ist, der den Wert seiner Kritik und den Wert seiner Reklame schädigt, und daß Herr van Oe. weder ein besserer Erzähler noch ein guter Dramatiker noch auch ein nur halbwegs möglicher Holländer ist.

* * *

DAS NEBENGERÄUSCH

»Seit einiger Zeit zirkulieren Gerüchte über Neuengagements im Burgtheater. Es werden verschiedene Namen genannt ... Einer unserer Redakteure hatte heute Gelegenheit, *an maßgebender Stelle* im Burgtheater über diese Gerüchte zu *sprechen* und erhielt Informationen, denen *gewissermaßen* eine programmatische *Bedeutung* für künftige Engagements im Burgtheater innewohnt. Die Auskunft lautet: *Es ist nicht beabsichtigt, Schauspieler zu engagieren, die in sich reif und vollendet sind*, schon aus dem Grunde nicht, um nicht aufstrebenden Talenten *ersten Ranges* den Weg zum Aufstieg zu verrammeln. Es ist vielmehr der ernstliche Wille vorhanden, wenn es nottut, *junge Leute mit ausgeprägter Begabung, sogenannte Individualitätstalente* in das Ensemble des Burgtheaters einzureihen, *hinter die Künstler, die schon da sind.*«

Es ist tatsächlich möglich, daß in Wien eine solche diplomatische Note ausgegeben wird, ohne daß ein Lachsturm erdröhnt, wie er im Burgtheater selbst noch nicht gehört wurde. Der Automat, der in der Direktionskanzlei aufgestellt ist, den Brustkorb hebt und senkt und sich von der Steinoperation an Napoleon III. nur dadurch unterscheidet, daß er auch reden kann, scheint irgendwie unrichtig angekurbelt worden zu sein. Eine falsche Lebenswalze wurde eingelegt. Das Fach der sogenannten Individualitätstalente und die Einreihung hinter die Künstler, die schon da sind, und manches andere wäre sonst einfach unerklärlich. »Es« stimmt, aber es stimmt nicht. Denn so zu sprechen, als ob die Erfindung der Schauspielkunst soeben gemacht, aber noch nicht in sich vollendet wäre: das sieht selbst einem Automaten nicht ähnlich. Tradition und Zukunft sind durcheinandergeraten. Der Apparat hat einen Sprung. Oder es war das Nebengeräusch Rosenbaum.

* * *

GESCHLECHTSBESTIMMUNG

»Aus der gestrigen Sitzung der Delegiertenversammlung ist noch nachzutragen, daß in ihr der Beschluß gefaßt wurde, einen aus männlichen und weiblichen Bühnenmitgliedern bestehenden Ehrenrat zu bilden.«

Auf der Bühne ist die Unterscheidung leichter.

* * *

HIER NICHT

» ... Der Kriegsminister beabsichtigt, demnächst ein Dekret vorzulegen, wonach es allen aktiven Offizieren der Armee verboten sein

soll, ohne Genehmigung des Kriegsministers irgend etwas in Zeitungen oder Zeitschriften zu veröffentlichen oder Bücher zu schreiben. Bis dieses Dekret in Wirksamkeit tritt, hat der Kriegsminister angeordnet, daß alle Offiziere, die etwas veröffentlichen wollen, ihm zuvor das Manuskript vorzulegen haben.«

In Paris nämlich. In Wien werden sie auf Grund der Talentproben in ein eigens errichtetes militärisches Preßbüro berufen. »Dem modernen Zeitgeist Rechnung tragend, wird dieses Büro einerseits ... andererseits ... in erster Linie ... den innigen Kontakt zwischen Armee und Bevölkerung herstellen.« Durch schlechte Romane und elende Gedichte. Um den »breiten Schichten« die Forderungen der Heeresleitung für Armee und Flotte durch Gstanzeln plausibel zu machen. In Wien schafft die Mitarbeit an Witzblättern, die durch Talentlosigkeit den Respekt vor der Armee herabsetzen, das Air eines verfluchten Kerls. In Wien ist das Pseudonym, das einer für seine Dilettantereien wählt, ein Ruhmestitel, der halbamtlich verlautbart wird. In Wien werde ich, wenn mich die avancierte Humorlosigkeit noch einmal anzuöden wagt, weil sie nicht weiß, daß der Humor mit Recht keinen »Gspäß« versteht, sie so gründlich anblasen, daß bei uns Pariser Zustände einreißen werden.

* * *

MISSVERSTÄNDNISSE

können sich ergeben, wenn man so Waschzettel, Weihnachtsprosperkte, Witzblätter, Wonnen und Wunder dieser Zeit durchfliegt, anstatt genießend zu verweilen. Von einem Journalisten, der es mit der Schönheit hat, rühmt der Verlag:

Wenn es nicht schon so banal wäre, müßte man sagen: dies ist ein feines, ein köstliches Buch!

Ein Garnisonslyriker singt:

Nur Schnee und Dreck und Wien so weit!

Nur nicht verweilen. Sonst kommt man um das rechte Mißverständnis.

* * *

EIN BULLETIN

»Fürst Eulenburg kann schon seit längerer Zeit das Bett überhaupt nicht verlassen. Die Anfälle von Herzschwäche treten immer häufiger auf, die Nahrungsaufnahme ist unbefriedigend. Das Gesamtbefinden ist das denkbar ungünstigste. In Berücksichtigung des hohen Alters Eulenburgs ist eine Besserung vollständig ausgeschlossen und jede Möglichkeit scheint geschwunden, den Fürsten wieder vor seine Richter zu bringen.«

Wer hätte das noch vor einem Jahr geglaubt, wo man die besten Hoffnungen hatte und wiewohl sich der Patient allerlei trübe Gedanken machte, die Ärzte doch die bestimmte Versicherung gaben, es werde gelingen und in ein paar Wochen, wenn der Frühling kommt, sei der Fürst im Untersuchungsgefängnis. Nur so weit wenn sie es brächten! Nur erst mal so weit. Und dann — vor seine Richter kommen: wenn er das noch erlebte! Die Angehörigen hatten gehofft und gehofft. Die Fürstin wollte es den Ärzten vom Gesicht ablesen, und sie, Kopf hoch! sagten sie, nich 'n Mut verlieren, Puls is jut, na also, jetzt noch 'n bißchen Appetit und man feste auf Jott vertraut, und hastenichgesehn

sin wa verurteilt ... Und heute —! Alles verdüstert. Jetzt braucht nur noch eine Verjährung einzutreten — Schlimm steht's, sehr schlimm ... Nun, einem wirds leid tun, einem, bei dem man wenig Teilnahme für den Fürsten Eulenburg vermutet hätte. Er hatte — ein rührender Zug — in all der Zeit Notizen über das günstige Befinden des Fürsten ausgeschickt. Der Optimist. Die erweisliche Wahrheit des Sterbens würde ihn tief erschüttern.

* * *

EIN NACHRUF

»Die Neue Freie Presse' hat einen schweren Verlust zu beklagen. Dr. Gustav Steinbach ist nach mehr als dreißigjähriger hingebungsvoller Arbeit für unser Blatt in Meran gestorben ... Vor etwa vierzehn Tagen kam er, kaum vom Krankenbette aufgestanden, wieder in die Redaktion. Es war etwas in seinem Auge, das andeutete, es dürfte wohl das letztmal sein. Er hat es gewußt, und wir haben es gefürchtet. Dennoch sprachen wir mit ihm, wie Journalisten noch hart vor dem letzten Ende miteinander sprechen: von der Arbeit und von Artikeln, die er schreiben sollte. Er hat sie geschrieben, und ein gewisser methodischer, ordnungsliebender und fast pedantischer Trieb, der zu seinen Eigentümlichkeiten gehörte, bewog ihn, trotz der Erschöpfung seine Zusage pünktlich zu erfüllen und zu sterben, ohne daß er eine Arbeit schuldig geblieben wäre. Mit der Feder in der Hand ist er zusammengebrochen, weil sein krankes Herz den Dienst versagte ... «

* * *

DIE TERMINOLOGIE

»Die Verhandlungen zur Flottmachung des Budgetausschusses haben noch immer zu keiner Lösung geführt. Die Regierung verhält sich bis jetzt ziemlich passiv und überläßt es den Parteien, einen Ausweg zu suchen. Augenblicklich beschäftigt man sich mit der Frage, was in dem Falle zu geschehen hätte, wenn sich die Zuweisung der Fakultätsvorlage an ein Subkomitee als unmöglich erweisen würde, so daß der Ausschuß verhindert wäre, in die Beratung der befristeten Vorlagen über die Donauregulierung und die Verträge mit Serbien einzutreten. Heute tauchte der Plan auf, diese Vorlagen, die nach Ihrem Inhalt ohnedies nicht in den Budgetausschuß gehören, durch einen Beschluß des Hauses dem volkswirtschaftlichen Ausschuß zuzuweisen. Zwar wäre auch dann noch mit der Obstruktion der Italiener zu rechnen, doch wären die Schwierigkeiten im volkswirtschaftlichen Ausschuß immerhin wesentlich geringer als im Budgetausschuß.«

Ich verstehe kein Wort. Aber ich habe die dunkle Ahnung, daß man mit dieser Sprache ähnliche Effekte erzielen könnte wie im Gebiete des Grubenhunds. Der Dichter P. A., dem ein Politiker einmal eine solche längere Ausführung zur Entschuldigung, daß er am Stammtische zu spät erschienen sei, vortrug, zuckte wie ein Gekreuzigter und erhaschte, um der Qual ein Ende zu machen, endlich ein Wort, das er dem Peiniger hinwarf. »No, ja«, seufzte er, »es ist eben ein Beamtenministerium.« Es war aber gar keins. Und der andere

war doch zufrieden. Seither glaube ich, daß alles, was man nicht deklinieren kann, irgendwie auf ein Beamtenministerium zurückzuführen ist, und es stimmt in jedem Falle. Beim Grubenhund hat mans erlebt. Das ist meine politische Überzeugung und meine Wissenschaft. Nur die Kunst läßt sich nichts vormachen.

* * *

ENDLICH!

» ... Jene Fußgeher, die von der Wache *zeitunglesend* auf der Fahrbahn betreten werden, sind von der neuen Verkehrsordnung mit Strafen bedroht.«

* * *

AVIS FÜR KULTURFORSCHER

»Ein ebenso fesches wie vornehmes Fest wurde ... *unter Patronanz* des populären Ludwig Riedl ... Es war ein Jagdabend, der gleichzeitig das Abschiedsfest für einen in Wiener Kreisen sehr populären Mann ... Es war die Leobersdorfer Jagdgesellschaft, die im Revier Ludwig Riedls das edle Weidwerk pflegt und sich *unter der Ägide Riedls* zusammenschart, um ... Daß es ein im gemütlichen Altwiener Stil gehaltener Abend war, daß er ferner die beste Wiener Gesellschaft vereinigte und zu einer Ovation für den im *Gefüge der Wienerstadt unentbehrlichen* Ludwig Riedl wurde, ist selbstverständlich ... gewährte man den Bürgermeister Dr. Neumayer ... Feldmarschallleutnant ... Oberst ... Hauptmann ... Generalkonsul ... Konsul ... und viele andere. Es hatte sich ein eigenes Komitee ... bestehend aus ... das den Abend zu einem besonders genußreichen ... lösten herzerquickende Freude aus ... Worliczek ... Kubala ... mit seinem bekannten wienerischen Elan ... *Dann sprach* Ludwig Riedl. Man kennt ... in der dieser Mann zu sprechen versteht ... kommt aber vom Herzen und geht zum Herzen ... Dann ergriff der Bürgermeister das Wort und wandte sich an Riedl und dessen Gattin. Er pries ... das Herz am rechten Fleck ... nicht nur alle Bürgertugenden in sich vereine, sondern auch stets ein Muster patriotischen Schaffens ... Dann dankte Ludwig Riedl und erhob sein Glas ... wurde dem Humor sein Recht gelassen ... nahm erst in den Morgenstunden sein Ende, bei einem Abend, der *unter der Patronanz* Ludwig Riedls steht, eine ganz selbstverständliche Sache ... Das schöne Abschiedsfest der Leobersdorfer Jagdgesellschaft, das natürlich *auch eine interessierte patriotische Note trug*, wird allen Teilnehmern unvergeßlich bleiben. *Die Wiener Gesellschaft rüstet* schon heute für die Feier, die im März kommenden Jahres stattfindet und das fünfundzwanzigjährige Jubiläum Ludwig Riedls *festlich markieren* wird.«

Alle festlichen Marköre werden vertreten sein. Der Unsterbliche ist ein Nachtcafétier.

* * *

ICH HABE NIE EIN HEHL DARAUSS GEMACHT

daß Präservativ—Annoncen der einzige anständige, vernünftige und geschmackvolle Beitrag sind, den die Tagespresse jahraus jahrein aufzuweisen hat. Aber da sie selbst nicht dieser Ansicht ist und vorn gratis verleugnet, was sie hinten für Geld vertritt, so ist die, wie die Moral sagt, »gewisse« Annonce ein Bild der Widerwärtigkeit, verschärft in dem Falle, wo es als Schutzmarke einen Offizier aufweist, der sich, um die Sache schmackhafter zu machen, den Schnurrbart streicht. Dieses ist »Olla«. Ein Problem der sozialen Nützlichkeit vertieft sich in die maßlos häßliche Vorstellung, daß die Abonnenten der Neuen Freien Presse von der Empfehlung Gebrauch machen. Und tatsächlich steht in fetten Lettern zu lesen:

10.000 Stück »Olla«! Gratis! Um »Olla« allen intelligenten Schichten des P. T. Publikums zugänglich zu machen und die Konsumenten zu überzeugen ... von keiner einzigen anderen Marke auch nur annähernd erreicht ... haben wir uns entschlossen, an jeden Interessenten, der seine volle Adresse (Name und Beruf) angibt, ein Stück gratis und franko abzugeben ...

Die Plastik dieser Vorstellung ist atemraubend. Alle sehen sie jetzt so aus, als ob sie bezogen hätten, die Herren auf dem Korso, im Parkett und überall wo Lebensfreude ist. Dazu tritt die Gewißheit, daß die Firma, wenn sie noch etwas mehr Geld springen läßt, die namentliche Anführung jedes der zehntausend entzückten Empfänger an jener Stelle, wo sie sonst kondolieren durften, durchsetzen kann. Denn vorne macht sich ja nur darum die Sittlichkeit breit, weil die Pachtung dieser Rubriken den Gummifirmen zu teuer käme. Aber es mag ihnen genügen, sich auch hinten den intelligenten Schichten des Publikums verständlich machen zu können und sie für den Verlust der Mona Lisa auf die passendste Art zu entschädigen ... Wenn sie so ihre Andacht verrichten — die einzige, deren sie noch fähig sind — in diesem einzigen Augenblick, wo ihre Intelligenz ausgeschaltet ist — in ihres Betts blutschänderischen Freuden, da, wo der Gummikönig sich zum Gebete kniet — ich wäre der Hamlet, kurzen Prozeß zu machen!

* * *

DER KLEINE BROCKHAUS

Wo wird die Mutter sein, die uns Erwachsenen die Stirn hält, wenn wir einmal die ganze Bildung von uns geben! Was mir dort im Leben widersteht, nehme ich in meinen Traum herüber, und da hatte ich kürzlich etwas Fieber und dachte, jetzt, ach, jetzt müßte ich den kleinen Brockhaus brechen. Ich befreie mich in diesen Übergängen vom Wissen zum Vergessen, wo Gottes Finger mir im Halse steckt, und sein Auge ist in jedem dieser Gesichter, die nachsehen kommen, ob wir schon schlafen: sie erstrahlen, wenn wir zu wissen aufhören, und erlöschen, wenn wir zu träumen beginnen. Eine Drucksorte war meiner Hand entsunken, auf der stand, daß der kleine Brockhaus 1911, Preis jedes Bandes 12 M., soeben erschienen sei. Wie nun noch aufhören, zu wissen? Die Bildung besteht aus 2100 Textseiten, 80.000 Stichwörtern, 168 Beilagen, 4500 Abbildungen, 128 Tafeln, 431 Land— und Situationskarten, der Preis ist niedrig für das unermessliche Kapital an Aufklärung, das der Erwerber gewinnt, elegant in Halbleder, Unterzeichneter bestellt hiermit, in monatlichen Raten, das Nichtgewünschte bitte zu durchstreichen, Wie groß ist

doch die Welt, wenn sie nur bietet, was auf dieser Musterkarte Platz hat. Siehe, da war die Behrsche Einschienenbahn zwischen Listowei und Ballybunnon und die Statue des Augustus, die Reibungs—Elektrisiermaschine und Raphaels Papst Julius II., der Lastenzug für die deutschen Kolonien mit 40—50pferd. Spiritusmotor und das Kapitol in Washington, und alles andere. Mit einem Wort: der kleine Brockhaus ist »der Phönix unter allen Nachschlagewerken«. Und wer ihn auswendig gelernt hat, dem könnte kein besserer Satz gelingen, um ihn zu bezeichnen. Und alle brauchen ihn. »Der Beamte in seinem Büro oder am Schalter, der Gelehrte zwischen seinen Büchern, der Kaufmann an seinem Pult und im Verkehr mit der Kundschaft, der strebsame Angestellte hinter dem Ladentisch und das Fräulein an der Schreibmaschine, der Lehrer unter den fragenden Schülern, der Landwirt, der die Zeitung liest, und der Reisende, der sich nicht verblüffen lassen will, jedermann braucht den kleinen Brockhaus ... « Wie durch die hohle Gasse ziehen sie alle ihres Weges fort an ihr Geschäft und meines ist der Mord. Aber sind sie nicht alle ein— und derselbe? Verschmelzen sie nicht zwischen Büro und Zeitung, zu dem einzigen Typus, der nachschlägt, weil er sich nicht verblüffen lassen will, und der verblüfft, weil er nachschlagen kann? Oh, wie schlecht ist mir von all dem. Ein Phönix! Ich lasse mich nicht verblüffen, ich schlage nach, das ist der Sonnenvogel, ein fabelhafter ägyptischer Wundervogel, der 500 Jahre leben, dann auf einem von ihm selbst bereiteten Lager sich verbrennen und aus seiner Asche verjüngt wieder ... » Daher ist sein Platz an der Seite jedes arbeit-samen Menschen, der den Anforderungen seines Berufes gerecht werden will und kein beschämenderes Wort kennt als das Eingeständnis: 'Das weiß ich nicht'.« — — Ich schäme mich zu schlafen, seitdem ich diesen Satz gelesen habe. Denn sie fangen jetzt an, schon zu wissen, wie man zu träumen hat. Und es gibt nicht Nacht mehr und Nebel, nicht Schleier noch Schatten. Und ich schäme mich zu sterben, seitdem ich diesen Satz gelesen habe. Denn ein Reisender, der sich nicht verblüffen lassen will, wird sich über mich neigen und mir die Augen aufreißen.

Notizen

KOKOSCHKA UND DER ANDERE

Der deutsche Kunstverstand wird jetzt, wie sichs gebührt, von einem hineingelegt, der das Talent hat, sich mit dem Blute eines Genies die Finger zu bemalen. Das ist immer so. Hier hockt eine Persönlichkeit und draußen bildet sich sofort die Konjunktur, die der andere ausnützt, der laufen kann: die Kassierer der Kunst können es nicht erwarten, dem unrechten Mann die Quittung auszustellen. Das Talent weiß, daß es durch eben das anzieht, wodurch das Genie abstößt. Dieses ist der Schwindler, jenem glaubt mans. Und es versteht sich fast von selbst, daß über einen, der nicht Hand und Fuß hat, aber gestikulieren und laufen kann, eine Monographie geschrieben wird, in der der Satz steht: »Die farbige Ausdeutung der Erscheinung ist von erlauchter Nachdenklichkeit«. Das war immer so. Den Künstler beirrt es nicht und darf es nicht kränken, daß von eben dem Haß und dem Unverstand, der seines Wertes Spur verrät, der Nachmacher sich bezahlt macht. Aber freuen darf es ihn, daß Else Lasker—Schüler — der man auch noch lange die vielen vorziehen wird, die's von ihr haben werden — den folgenden Brief, an den andern, veröffentlicht hat:

»Ihre ostentative Kleidung hat mir Freude gemacht dem eingefleischten Publikum gegenüber. Es lag nicht nur Mut, auch Geschmack darin. Ich ging doppelt gerne mit Ihnen nach München in Ihre Bilderausstellung, aber es hingen nicht Ihre Bilder an den Wänden, sondern lauter Oskar Kokoschkas. Und da mußten Sie gerade mich mitnehmen, die Ihr Original kennt. Hielten Sie mich für so kritiklos — oder gehören Sie zu den Menschen, die Worte, Gebärden des Zweiten anzunehmen pflegen, darin sie verliebt sind? Sie sind, nehme ich an, in Kokoschka verliebt und Ihre Bilder sind abgepflückte Werke, darum fehlt ihnen die Wurzel. Das Bild Heinrich Manns hat mir ausnehmend gefallen wie eine glänzende Kopie und ich sah in seinen Farben und Rhythmen außer dem Schriftsteller auch den Maler Oskar Kokoschka, nicht Sie ... Man kopiert doch ehrlich in den Museen die alten Meister und setzt nicht seinen Namen darunter. Kokoschka ist ein alter Meister, später geboren, ein furchtbares Wunder. Und ich kenne keine Rücksicht in Ewigkeitsdingen. Sie sollten auch pietätvoller der Zeit gegenüber sein ... «

Das sehe ich nicht ein. Die Zeit, die die Originale verschmäht, hat es nicht besser verdient, als von den Kopisten beschlafen zu werden. Ich verstehe wahrscheinlich von Malerei weniger als jeder einzelne von jenen, die das Zeug haben, sich von berufswegen täuschen zu lassen; aber von der Kunst sicher mehr als sie alle zusammen. Hier fühle ich, sehe, was geboren ist, und kenne meine Oppenheimer.

* * *

LESEABENDE

In Brünn am 23. November: veranstaltet von der Neuen akademischen Vereinigung. Der 'Tagesbote' (Brünn, 25. November) schrieb:

Dr. P. H. *Vorlesung Karl Kraus*. Es kam so wie im verflossenen Jahre, als er zum ersten Male in Brünn las. Wer zum ersten Male hinging in Erwartung eines literarischen Ereignisses, der kam zurück von einem persönlichen Erlebnis. Das ist kein Vorleserisch, kein Vortragspodium. Es ist eine Bühne, auf der der Autor uns seine Werke vorspielt. Darum die spanische Wand, das Fehlen der üblichen Wasserflasche, die Verdunkelung des Saales — bühnenmäßige Technik. Das Organ des Künstlers ist bewundernswürdig. Alle Laute des Lebens scheint sein Ohr erlauscht, sein Gedächtnis registriert zu haben. Alle Töne, — das Kreischen des schachernden Händlers, der dumpfe Bierbaß eines Wiener Püchlers, das Säuseln des reichsdeutschen Ästheten, der monotone Ruf des französischen Zeitungsverkäufers, der entsetzte Schrei: »Feuer!« — scheint diese Stimme zu beherrschen, jede Möglichkeit des Ausdrucks scheint diese Sprache zu kennen. Die linke Hand hängt herab, die Rechte liegt zitternd auf der Stuhllehne und lauert auf den Augenblick, in welchem sie tätig teilnehmen kann an der Verkörperung eines Gedankens. Dann greift sie würgend nach der Kehle des Feindes, rüttelt an den morschen Fundamenten unserer Scheinkultur, wirbelt die lächerlichen Erscheinungen des Lebens durcheinander. In solchen Momenten muß man erkennen, daß in diesen Schöpfungen Gedanke und Anschau-

ung, Bild und Wort eines sind. Daß diese Darstellung den Gipfel der Ausdrucksmöglichkeit erreicht, den einzig möglichen und endgültigen Ausdruck gefunden hat. Bei der Lektüre kann man's übersehen, beim Vortrage aber wird es jedem klar, daß Karl Kraus vor allem Künstler ist, nicht Satiriker. Karl Kraus las ein völlig anderes Programm als im Vorjahre. Diesmal kamen die *Satiren*: Von den Gesichtern, Die Malerischen, Reformen, Das Erdbeben, sämtliche aus dem Buche: Die chinesische Mauer, sowie die in der 'Fackel' erschienene Satire: Der Traum ein Wiener Leben, ferner zahlreiche *Glossen* und *Aphorismen* zum Vortrage. Die Vorlesung dauerte volle drei Stunden. Trotzdem wurde Karl Kraus durch tosenden Beifall zu einer letzten Zugabe gezwungen und las die Glosse: Der Grubenhund, die inzwischen in der 'Fackel' erschien. Bei der Vorlesung der Zuschrift des Dr. Ing. Erich Ritter v. Winkler brach ein derartiger Lachsturm los, daß sogar der Vorleser angesteckt wurde und mehrmals unterbrechen mußte. — Hoffentlich bestätigt sich das Gerücht, die Neue akademische Vereinigung, der wir für diesen Abend großen Dank schuldig sind, werde uns Karl Kraus noch in dieser Saison als Vorleser fremder Werke (Liliencron, Wedekind, Peter Altenberg und andere) an einem Autorenabend hören lassen.

Der 'Mährisch—Schlesische Correspondent' (Brünn, 24. November):

... Abermals gedrängt voll ... Kein Wort geht aus seinem Munde verloren. Und seine Vortragsweise umfaßt alle Tonleitern eines durchgeistigten Sprechens. Vom ersten Auftakt in die spöttische Pointe, von der amüsierten Gutmütigkeit bis zur gellen, beinahe tragisch—ernsten Groteske. Und dabei hat diese Stimme einen so ergreifenden Klang. Ferne, verborgene Schönheit läßt sie manchmal ahnen, Schönheit, die sich gepanzert hat und dennoch jubelnd hinter herabgelassenem Visier triumphiert ... Aus allem der Grundton seines heiligen Zornes: der Kampf gegen die Banalitäten Wiens und Österreichs. Kraus' Leben und Wirken ist ja schließlich nur ein Wiener Traum. Gegen alles, was er seiner engeren, seiner engsten Umgebung mit dem feinen Ohre des Spötters ablauscht, woran sich sein innerstes Wesen stößt, — Kanten, die dem gewöhnlichen Menschen als selbstverständlich zur behaglichen Lebensfreude erscheinen —, richtet sich seine rücksichtslose Ironie. Da sind Tagesgrößen, die speziell in Wien vergöttert werden. Wie Heuschreckenschwärme fallen die Pointen Karl Kraus' über ihren üppigen Ruhm her, und als achte Plage verrichten sie für ihn Zeichen und Wunder. Gestern hatte Kraus seinen besonderen Triumph. Er leitete ihn mit der Reminiszenz »Erdbeben« ein und ließ ihn in schrankenlosem Übermut auflachen, als er den bellenden »Grubenhund« glossierte. Die Aphorismen, die er brachte, erzählten vieles von ihm selbst. Am deutlichsten mag Kraus wohl sein ureigenstes Wesen getroffen haben in den Worten: » ... und ich rauche dennoch!« Ja, Karl Kraus braucht von niemandem Feuer, nicht in Kunst, Literatur und Liebe. Er raucht dennoch, vertreibt die giftigen Mücken und seine Grillen, und wenn er zuweilen »schöne Köpfe« anraucht: wer wird es ihm verargen?

bm.

In Teplitz—Schönau am 9. Dezember: veranstaltet vom Leseklub. Aus einem Aufsatz der 'Teplitzer Zeitung' (12. Dezember):

... Am Vortragstisch saß, wie weit entrückt, Karl Kraus. Bedächtig, professoral, leidenschaftslos begann er die Grotteske »Der Traum ein Wiener Leben« zu lesen, immer leb— und leibhafter werdend, bis er am Ende wie ein losspringender Tiger in langgestreckten wuchtigen Sätzen über die künstlichen Frisuren und glatten Köpfe, über Straßen und Plätze hinwegzurasen schien, von einem Fiebertraum durchschüttelt. Dann las er mit einer Virtuosität sondergleichen die Kapitel »Der Biberpelz« und »Die Welt der Plakate«, seine wundervolle Kunst sorgsam nachgestaltend, bald mit feinsten Ironie Trivialitäten des Alltags verspottend, bald vom Ekel vor der täppischen Überlegenheit des Hundsgemeinen übermannt und einen leisen leidenschaftlichen Donner in der Stimme. Als er dann »Die chinesische Mauer« las, schien er selbst unter der Wucht dieses grandiosen Kunstwerkes zu verschwinden, entrückt den kleinen marternden Boshaftigkeiten des Alltagslebens, ganz hingegeben einem Problem, das ihn, der es schon so oft erlebt hatte, fast zur Raserei trieb und vor den Blicken der erstaunten Leute zu einer Größe emporwachsen ließ, die nur der kleinste Teil des Publikums zu übersehen vermochte. Die anderen schlossen ohnmächtig die Augen oder sagten Pfui. Denn es waren Worte gefallen, die vor der Gesellschaft nicht ausgesprochen werden dürfen. Einige Leute verließen sogar den Saal. Da erwachte Karl Kraus und las voll geheimer Freude »Das Ehrenkreuz«, dieses Meisterstück verwirrender Wortkunst. Das Publikum war aufgestanden, umdrängte ihn, hing an seinen Lippen und bei der Stelle: »Wenn ein Mädchen zur Ausübung der Prostitution befugt ist, so könnte es vorkommen, daß sie es verschweigt und schwindelhafterweise angibt, sie sei zur Ausübung der Prostitution nicht befugt. Sie würde sich also einen unsittlichen Lebenswandel anmaßen, den sie nicht deshalb führt, weil sie dazu befugt ist, sondern den sie führt, wiewohl sie dazu nicht befugt ist, während sie in Wahrheit bloß befugt ist, einen unsittlichen Lebenswandel zu führen, den zu führen sie befugt ist«, schüttelte sich die Menge vor Lachen und die jungen Mädchen ließen Ihre Augen aufleuchten ... Dieser kleine nervöse Mann ist ein zu großer Künstler, um beliebt werden zu können. Wohl waren die Grazien an seiner Wiege; aber nicht die schlamperten Frauenzimmer, die schmiegsamen Feuilletonisten ein leichtes Herz und eine leichte Hand bescheren, sondern die Grazien des Teufels, die ihn mit einer wundervollen Form bedachten, damit er umso schmerzlicher die Unform der Welt empfinden müsse. Hier hat es sich begeben, daß Einer mit seinem Stil ein tragisches Geschick meisterte. Und man wird einmal einsehen, daß die berüchtigte Boshaftigkeit des Künstlers Karl Kraus nichts anderes war, als sein Abscheu vor der Boshaftigkeit seiner Mitmenschen.

L. W.

Aus derselben Zeitung vom 10. Dezember:

An Karl Kraus

Die Größe sucht nach kalter Einsamkeit

Und strebt Vollendung an in lichten Kreisen.
Doch Sphinx bleibt Sphinx. Der Wahn ist Eitelkeit.
Die Narren spotten und die Toren preisen.

Das ist ein ewiges Um im All der Zeit.
Der Zweck ist unklar. Dunkle Rätsel schweigen.
Da kommt ein Tag, ein Licht, das glüht und weiht
Und will aus Sümpfen leuchtend aufwärts steigen.

Der Spott wird Kraft. Der Sinn hat Wirklichkeit.
Es ist ein Hammer da, der Trümmer schlägt,
Und eine Flamme, die den Toren blendet ...

O seid ihr blind! Ahnt nicht, was er vollendet,
Wo jedes Wort den Keim zur Goldfrucht trägt!
Er löst die Sphinx — und das ist euer Leid.

Ernest Klee.

Aus der Kritik des 'Anzeigers' (11. Dezember).

... Wohl kaum ein zweiter Schriftsteller hat es zu derartiger weitverbreiteter Verhaßtheit gebracht, wie Kraus, der allerdings andererseits auch glühende Anhänger fand ... Mag sein, daß Kraus ein großer Stilist, jedenfalls ist er der größte Nörgler, den Österreich je erlebt hat ... Auch in Teplitz haben wir eine kleine Krausgemeinde, die für ihn durchs Feuer geht ... Er las ... das imposante Kulturgemälde »Die chinesische Mauer«, Kraus' tiefstes Werk, das großen Eindruck machte, obwohl einige Stellen Anstoß erregten, da sie Ausdrücke enthielten, *die nun einmal in der guten Gesellschaft verpönt sind* ...

Aus der Kritik der 'Deutschen Zeitung' (13. Dezember):

Karl Kraus hat in Teplitz keine Gemeinde, aber alle, die das Erscheinen einer neuen 'Fackel' mit Ungeduld erwarten, werden dem »Teplitz—Schönauer Leseklub« für den genußreichen Abend am vergangenen Samstag Dank wissen. Einen Meister des Worts und der Satire zu hören, ist ein Genuß. Karl Kraus kurzweg einen »Nörgler« zu nennen, ist grundfalsch. Kraus ist eine Zeiterscheinung, und sein Totgeschwiegenwerden in der Wiener Presse wird daran nichts ändern ... *Es wäre zu wünschen*, daß er die begeisterte Anhänglichkeit der Jugend durch ein größeres Werk rechtfertigt.

Wollen sehn, was sich machen läßt. — Ähnlich über die Vorlesung, die am 14. Dezember im Primatialpalais von *Preßburg* stattfand, der 'Westungarische Grenzbote', die 'Preßburger Zeitung' und Nyugatmagyarorszagi Hirado' (15. Dezember).

* * *

LEO POPPER

(1886—1911)

Ein Nachruf für ihn im 'Pester Lloyd' vom 18. Dezember enthält die folgenden Sätze:

... Ihm ward ein kurzes Leben in steter Krankheit zuteil, und die wenigen Stunden der halbwegs konzentrierbaren physischen Kraft mußten für das Schaffen ausreichen ... Seine Musik und Malerei konnte sein kranker Körper nicht bis zu Taten bringen, was aber in seinen Essays niedergelegt ist, das ist blühend, mächtig und reich und in sich geschlossen, das verläßt das sinnlos Brüchige seines Lebens, *des* Lebens: es lebt ein eigenes Leben, es ist zur Form erlöst. — Die Form ist der Gedanke Leo Poppers ... Die Kluft zwischen Leben und Werk, zwischen Welt und Form ... hat noch nie jemand so weit aufgerissen, wie er... Die grauenvolle Inadäquatheit des Lebens, wo alles von blinden Kräften getrieben und von verfälschenden Fiktionen aufgefangen wird, war die Voraussetzung dieser Formenwelt, das notwendige, irreparable Mißverständnis jeder Äußerung, ihre Wiege und ihr Weg, die trennende Einheit von Sein und Form. Aus der Verfälschung jeder Materie durch jedes Ausdrucksmittel entsteht die Form; aus unserer Armut und Beschränkung wird die Erlösung geboren. In Leo Poppers Kunstphilosophie wird die Theorie der Technik zur Metaphysik. Das Urfaktum aller Malerei ist, daß man mit Farben malen muß und daß die Einstoffigkeit der Farben die ganze Vielstoffigkeit der Malerei wiedergeben soll, doch nicht kann: diese kühn unternommene Unmöglichkeit und ihr unvermeidliches Scheitern wird in dieser Ästhetik zur kosmischen Vision vom Alltag der Kunst, zum alles umfassenden Formbegriff. So zwingt der Stein den Bildhauer, der auch die Natur sucht und nicht finden kann, zur Einheit des im—Block—geschlossenen, so wird aus dem Willen zur Buntheit in den Werken der Volkskunst die mystische Vollendung des verborgenen, verlorenen und dennoch überall daseienden Sinnes. Leo Poppers Formbegriff hat alles Beengende und Abstrahierende abgelegt: die Welt der Form ist eine gebende, glückspendende und gebärende, sie ist wahrer, wirklicher und lebendiger als das Leben. (Es ist eine Klassik, wo auch Glotto, Brueghel und Cezanne Klassiker sind,) Die Form ist zur Aktivität erwacht; sie, die Grundlosigkeit selbst, der große Zufall, bricht, von der eigenen, unerfahrenen, metaphysischen Wucht getrieben, ins Leben hinein, schiebt sich zwischen Willen und Werk, verfälscht die Absicht und verwandelt die Tat, auf daß alles klug oder unbewußt falsch Gewollte der Menschen scheitere und aus dieser Niederlage ihres Willens das Wahre entspringe. — Die Form ist die letzte und stärkste Wirklichkeit des Seins. Das an Umfang kleine Werk Leo Poppers schwebt, von der Kraft seiner Formvision getragen, hoch über allen Möglichkeiten seines — empirisch gegebenen — Lebens, es ragt in das seinsollende Leben hinein und findet dort eine Heimat: voll Kraft, Schönheit, Reichtum und Gewandtheit ist alles, was er geschrieben hat, es ist aus der Fülle geboren und mit der edlen Bewußtheit der Fülle gemeistert: aus dem qualvoll Sinnlosen und Fragmentarischen seines Lebens ist kein Schatten auf dieses Leuchten gefallen. Dieser Glanz muß jede Klage dämpfen: die Heldenhaftigkeit, mit der er sein Wesen aus seinem Leben heraushob und zur Wesenheit formte, gebietet Staunen und Stille der Andacht; vor Ihr muß jede Trauer tränenlos werden.

Georg v. Lukacs.

Die Essays sind in 'Kunst und Künstler': VIII. Nr. 12. (September 1910, »Peter Brueghel der Ältere«) und in der 'Fackel': Nr. 313 / 14 (Dezember 1910, »Der Kitsch«), Nr. 321 / 22 (April 1911, »Die Bildhauerei, Rodin und Maillol.), Nr. 324 / 25 (Juni 1911, »Volkskunst und Formbeseelung«) erschienen.

Schauspielermonumente

Von *Karl Kraus*

Leute, die jeder Enthüllung ausweichen sollten, haben sich um das Kainz—Denkmal verdient gemacht. Wenngleich es nun sicher pietätvoller ist, Kainz kein Denkmal zu setzen, als den alten Baumeister zu schmähen, so hat die Idee dennoch Anklang gefunden, die Kränze, die in diesem Fall die Nachwelt sich selbst geflochten hat, lassen andere Persönlichkeiten nicht schlafen, und schon ist der Vorschlag aufgetaucht, einen Burgtheaterhain zu gründen und zwar so, daß um jenen Hamlet herum Büsten von Sonnenthal, Mitterwurzer und Charlotte Wolter aufgestellt werden sollen. Eine nach mehrfacher Richtung schamlose Vorstellung, selbst wenn diese Büsten besser ausfielen als die Statue des Herrn Jaray, dem man eher das Arrangement der Tapete, hinter der ein Polonius stirbt, zugetraut hätte. Aber die Erinnerung an die Großen oder Edlen wird es keinen Tag lang ertragen, die Staffage für das Kainz—Denkmal abzugeben. Daß neben diesem das Standbild der Wolter im Bavariaformat auszuführen wäre, müßte sich auch für die Überschätzung des Kainz'schen Talentes von selbst verstehen: eine berechtigte Überschätzung, weil nie vorher die Distanz eines einzelnen Könners zum Jammer einer ruinirten Bühne so deutlich erlebt wurde. Aber selbst die Kritiklosigkeit, welche darauf besteht, diesen einen vor allen auszuzeichnen, weil sie seine Distanz zur Größe des Burgtheaters nicht erlebt hat, wäre ein belangloses Übel, ein Fall ohne tiefere Fernsicht als in die einer komplettierten Sammlung von Widerwärtigkeiten, die das Wiener Weichbild schon beleben. Wichtiger und den Wiener Horizont erhellend ist der Geistesblitz der Grundidee, Schauspielern Monumente zu setzen. Auch vom Standpunkt einer Sitte, die es sich grundsätzlich nicht nehmen läßt, dem Nachruhm eine Quittung in Stein auszustellen, vom Standpunkt einer Gesellschaft, die diesen trostlosen Anschauungsunterricht für Analphabeten der Pietät nötig findet und nötig hat, vom Standpunkt der Gehirne, die das Leben nicht lebenswert finden, wenn sie es nicht für sehenswert halten, muß die Idee, Theatergrößen auf diese Art der Nachwelt zu vermachen, als alberner, als abstruser, ja geradezu als wienerischer Einfall abgelehnt werden. Was ist von Josef Kainz übrig? Schlechte Gedichte. Von den andern? Nichts; also mehr. Das Denkmal des Schauspielers ist das Grammophon. Vielleicht in Zukunft ein Ding wie ein Kinematogramophon. Daß die Stimme der Wolter verklungen war, ehe es die Technik so weit gebracht hatte, dessen möge sich die Technik schämen. Über ihre Säumigkeit hat sich die Erinnerung an Kainz nicht zu beklagen, und sein Hamlet—Monolog, in einem Automatenbüfett angehört, gibt der Erinnerung und dem neuen Erlebnis mehr als die Statue, die man einem, der sprechen konnte, gesetzt hat. Völlig geistlos, eine zweimal tote Idee, den Sprecher des Hamlet in der Szene festzuhalten, da er vom Schädel sagt, er habe einmal eine Zunge gehabt: ein armer Yorick, und ein armseliger, der ihn zu bedauern vorgibt. Wenn es einen Schauspieler gegeben hat, dessen Andenken die Plastik zuhil-

fekommen müßte, dürfte, deren Verlust sie halbwegs ersetzen könnte, sollte: so ist es die Wolter. Denn sie war nicht nur Stimme, sondern auch Standbild. Schon bei Lebzeiten hätte man es ihr nachahmen und überall dort aufstellen sollen, wo sie nicht war. Die Schauspielkunst lebt nicht fort: ihr bei Lebzeiten ein Monument zu setzen und nach dem Tode abzutragen, wäre sinnvoller als die Übung, zu der man sich in Wien entschlossen hat. Schauspielkunst müßte in Stein ausgedrückt werden können, wenn die Statue Sinn haben soll. Das könnte sie dort, wo es eine Hermione zu ehren gilt. Als mnemotechnisches Mittel ist ein Denkmal für Dichter und Denker, für Maler und Musiker überflüssig, für Schauspieler unsinnig. An jene hat der Nachlebende anders zu denken; zu diesen wird er durch keine Vorstellung geführt. Ein Schauspielerdenkmal hat nur Wert als Erinnerungsbehelf für den Betrachter, der das Modell in Erinnerung hat. Selbst ihm erstarrt die Hand, die einer Statue applaudieren soll. Das Schauspielerdenkmal schrumpft zur Privatangelegenheit zusammen und ist in allen Gegenden lästig außer im Foyer, wo es irgendwie immer zu den Angehörigen spricht, oder auf dem Friedhof, wo auch das Denkmal des Privatmanns irgendeiner Pietät dient, die die Nachkommen aus Pietät übernehmen. Sinnvoll und notwendig ist nur die plastische Fortsetzung dessen, der plastisch gelebt hat. Schöne Frauen haben ein Monument verdient, und darum jene, die sie nicht gesehen haben; denn nur Kunst vermöchte die Schönheit zu ersetzen. Künstler brauchen kein Monument. Schauspieler verdienen keines und haben an jeder Möglichkeit, durch ein Denkmal ersetzt zu werden, vorbeigelebt. Einem Schauspieler ein Monument setzen, schließt, um der Nachwelt wenigstens einen Trost der Logik zu gewähren, die Verpflichtung in sich, auch dem Publikum ein Denkmal zu setzen, das den Schauspieler bewundert hat. So könnte eine Theaterwirkung wesentlich überliefert werden, weil die Schauspielkunst die einzige ist, die ohne den Empfänger nicht leben kann und mit ihm stirbt: also keine Kunst ist. Die Verewigung des Publikums wäre aber ein Ziel, aufs innigste nicht zu wünschen. Zudem wächst es immer frisch nach. Und mit ihm die sozialen Parasiten, die aus dem Rahmen des Publikums herausbrechen, um sich im Zwischenakt bemerkbar zu machen. Sie verdienen gewiß kein Denkmal. Sie können die Logik eines Denkmals nicht zu Ende denken. Die freilich auch dort bereinigt ist, wo sich ergibt, daß ein Komitee es sich selbst schon gesetzt hat, indem der Ruhm des Toten die Reklame der Lebenden verbürgt.

Aus der Branche

Von *Karl Kraus*

HERR V. HOFMANNSTHAL

der vom Rausch bei goldenen Bechern, in denen kein Wein ist, längst ernüchtert dahinlebt, macht sich nichts mehr daraus, daß man ihm daraufgekommen ist, wie er hinter dem Rücken der Unsterblichkeit mit dem Tag und dem Theater gepackt hat. Nur die Schwäche ist ihm geblieben, feierlich zu begründen, was klug ersonnen war. Wenn man ein ganzes Goetheleben — Italienreise Verpflegung mit inbegriffen — in relativ kurzer Zeit durchgemacht hat, so ist es nicht unbegreiflich, daß etwas im Ton zurückbleibt, was der Verteidigung nüchterner Theaterpläne zugutekommt. Man denkt dann nicht geradezu ans Repertoire und an Herrn Reinhardt, sondern spricht vom »Repertorium

der deutschen Bühne«, das auch andere, etwa Tieck und Immermann, »in einem weltbürgerlichen Sinne ausbauen«. Sie seien sich bewußt gewesen, für das Theater und nicht für die Literaturgeschichte zu arbeiten. Der sich aber auf sie beruft, arbeitet selbst bei dieser Gelegenheit für die Literaturgeschichte. Er glaubt, ihr näher zu sein, wenn er so gestikuliert wie jene, die zu ihr gehören.

»Indem ich das Spiel von 'Jedermann' auf die Bühne brachte, meine ich dem deutschen Repertorium nicht so sehr etwas gegeben als ihm etwas zurückgegeben zu haben ...«

»Denn die englische Form des Gedichtes ist die lyrische Urform und weist auf einen späteren Bearbeiter hin, der mit so herrlichen Gaben Hans Sachs sehr wohl hätte sein mögen, aber dennoch nicht geworden ist.«

»Gibt man sich mit dem Theater ab, es bleibt immer ein Politikum.«

»Nicht das Gedicht, sondern der Raum, den wir wählten, die Menge, vor die wir es brachten, war hier der Gegenstand einiger Kritik.«

»Man sprach vereinzelt von einem gelehrten Experiment ...« »

Ich habe Herrn Reinhardt nie schematisch handeln sehen, und ich glaube nicht, daß er etwas Geringes gegen das Gefühl des Dichters, für den er arbeitet, unternehmen würde, geschweige denn etwas so Großes.«

»Ich nehme also mit besonderem Vergnügen die Verantwortung dafür auf mich, daß wir dieses Gedicht vor eine große, sehr große Menge brachten ... «

Wäre es itzt nicht an der Zeit, daß der ehrwürdige Rodauner sich einmal in seiner Loge erhöbe und den Zischern ein »Man schweige!« zuriefe? Man hatte doch schon bei der Geburt des Herrn von Hofmannsthal gehofft, daß er einmal in den Schlafrock des alten Goethe hineinwachsen werde. Jetzt sollte er einmal ernstlich dazu schauen. Die Allüren sind da, die Beschäftigung mit dem Theater auch, der Großherzog Salten gleichfalls, gelegentliche Feuilletons zum Lobe schmieriger Kompilatoren können als Gelegenheitsdichtungen aufgefaßt werden — wenn ein Dramaturg des Herrn Reinhardt nicht mehr zum Vorschein kommt, entsteht vielleicht ein Gedicht auf Kahanes Tod oder so was, kurz, es ist alles da: nur der zweite Teil de Faust bleibt unvollendet.

MEIN GUTACHTEN

Ein Gedicht ist aufgefunden worden, man schreibt darüber, man glaubt, es sei von Heine, aber man traut sich nicht recht, es könnte auch von einem Nachahmer sein, man zweifelt, und dergleichen, Es enthält die folgenden Strophen:

Eine Jungfrau war einst die Erde,
Eine holde, brünette Maid;
Der hatte ein blonder Jüngling,
Der Mond, seine Liebe geweiht.

Sie liebten sich beide herzlich
Und hätten so gern sich vereint;
Der Vater aber, der strenge,
War ihrer Liebe gar feind.

— — — — —
Drum drehet sich um die Erde
Der Mond als ihr treuer Trabant;
In stiller Trauer die Blicke
Zur fernen Geliebten gewandt.

Er umschwebt sie auf all' ihren Pfaden,
Wohin sie auch wandeln mag,
Und schaut in schmerzlicher Sehnsucht
Mit bleichem Antlitz ihr nach.

— — — — —
Er sendet Liebesboten
Allnächtlich zu ihr hin;
Das sind die Strahlen, die heimlich
Durchs Dunkel der Bäume ziehn.

Die nächtlich duftenden Blumen
Betrauern der Herrin Geschick,
Und senden dem Freund ihre Antwort
In süßen Düften zurück.

Auf Ihrem Wellenbusen,
Zum Zeichen ihrer Treu,
An einer Sternenkette,
Trägt sie sein Konterfey.

— — — — —
Ich als Sachverständiger erkläre mit aller Bestimmtheit, daß gar kein Zweifel bestehen kann, sondern daß dieses Gedicht entweder von Heine oder von einem Nachahmer ist. Also jedenfalls von Heine, indem es wahrscheinlich von diesem und sicher von einem Nachahmer ist. Auf unklare Annahmen wie: Dieses Gedicht ist von Meine, oder: Dieses Gedicht kann nur von einem Nachahmer sein, lasse ich mich nicht ein. Es ist von Heine.

* * *

MISZELLEN

In Berlin wurde rundgefragt, welche Arbeiten wir im kommenden Jahre von unseren Lieblingen zu erwarten haben. Die Lieblinge besannen sich keinen Augenblick, dem Publikum Einblick in den Zeugungsakt zu gewähren, und plauderten »aus der Werkstatt«. Einer bedankte sich noch für die Aufmerksamkeit und teilte mit.

... daß ich an einer großen modernen Komödie arbeite und an einem umfangreichen Roman, welcher in der Fischer—von—Erlach—Zeit zu Wien und Florenz spielt; ferner arbeite ich an drei modernen Einaktern und an einer großen modernen Pantomime.

Der Mann nennt sich natürlich Salten. Wenns über ihn kommt, wird es schwer sein. Man denke, die vielen modernen Stoffe, und dann erst noch das à la Fischer von Erlach. Rothschild mit den vielen Hemden — zieht an zieht aus, zieht an zieht aus — hats leichter gehabt. Es gehört schon eine gehörige Umsicht und Versiertheit in der Kunst dazu, die Schöpfungsakte nicht zu verwechseln.

*

Ein Bekannter beklagt sich, daß er jetzt schon in zwanzig Fällen als den Inhalt von Thoma's »Lottchens Geburtstag« den Satz gelesen habe:

Ein kindlich unschuldiger Professor, der sich vor seinem Hochzeitstag selber erst bei seinem zoologischen Kollegen Belehrung über die Pflichten der Ehe holen mußte, glaubt seiner Tochter an ihrem zwanzigsten Geburtstag die sexuelle Aufklärung schuldig zu sein; nachdem er sich aber vergebens an ihren Bräutigam, einen ebenso harmlosen Privatdozenten der Zoologie gewendet hat, muß er zuletzt zu seiner größten Überraschung erfahren, daß Lottchen hinter seinem Rücken einen Hebammenkurs absolviert hat und also längst ...

Das geht wirklich nicht. Einakter, die dazu Veranlassung geben, dürfen nicht geschrieben werden, die sexuelle Aufklärung hat abgeschafft zu werden, Hebammenkurse breche man ab und bei kindlich unschuldigen Professoren und deren Töchtern belege man nicht. Zuletzt habe ich selbst tatsächlich den Satz bei Minor gefunden, von dem ich auch nicht weiß, ob er aufgeklärt ist. Ich wollte davongehen, fand aber noch die wichtige Feststellung:

Daß der alte Professor und sein junger Kollege noch ganz in dem Stil des ältesten Lustspiels gehalten sind, darf man dem Verfasser kaum zum Vorwurf machen; seit dem Auftreten des Naturalismus haben sich alle Stände und alle Menschen auf der Bühne gehäutet, aber die *Professoren sind geblieben, wie sie vor hundert Jahren waren*, sie tragen sogar noch *dieselben lateinischen Namen*.

Ein merkwürdiger Fall von Bewußtseinsunterbrechung. Der Mann, der das schreibt und auch zu den veralteten Lustspielfiguren gehört, denkt nur an Namen wie Muthesius, Curtius, Laurentius, welche allerdings lateinische Professorennamen sind, die jedem auffallen müssen; hat aber ganz vergessen, daß er Minor heißt, oder weiß als Germanist nicht, was das heißt.

*

Dagegen hat Herr Rudolf Hans Bartsch, den ich immer für den geborenen Textdichter des Herrn Lehar gehalten habe, diesem endlich die folgende Gelegenheit zu einem Lied geboten:

(Der Schneider und Sie, womöglich in altertümlicher Tracht. Er trägt eine große Schere, Sie tanzt neckend um ihn herum.)

— — — — —
Er: Meine Liebe heißt Anna Margarete.

Sie: Hohoho, oho, oho?

Er: Meine Liebere ist die Käthe.

Sie: Oho, oho?

Er: Meine Liebste ist die Ida, nur dich lieb ich mehr noch als die-da.

Sie: Ah!

Beide: Eia Heia juchheisa das geht! zusamm' hat der Wind uns geweht!

Eia, heia, juchheisa das geht! Zusamm' hat der Wind uns geweht!

Dieses war die zweite Strophe. Aus der dritten:

Sie: Und kommt der November mit Sturm und mit Schnee,
Er: Mähä — hähähä, Mähä — hä — hä — hähä!
Sie: Und bläst uns aus'ander, es tut uns nicht weh!
Er: Mä, mä, mä, hähähä!

Nun ja, ganz richtig. Nur der Gedanke: »Ida — die da«, der da ist aus der
»Fledermaus«.

*

Von Enrica von Handel—Mazetti habe ich ein Gedicht gelesen. Eine
Strophe lautet:

Wie herrlich ward jüngst uns offenbar
Des Kaiserherzens Erbarmen!
Als Austria frug: »Was bringe ich dar
Dir, Herrscher, zum sechzigsten Jubeljahr?«
Da wies er die Kinder der Armen:
»Mein Volk, was den Kleinen du Liebes tust,
Ist mir werteste Gabe —und innigste Lust.«
Und dieser Dame soll man etwas gestohlen haben?

* * *

UNSERE KITSCHER UND IHRE KRITIKER

oder

WAS ICH IM NEUEN JAHR NICHT ZU LESEN WÜNSCHE

»In diesen Novellen lächelt die Wiener Landschaft, lebt und webt
der Rhythmus österreichischer Gegenwart.«

»Es wäre nicht ohne Interesse, den Gedankengängen des Autors
nachzuspüren und die Frage aufzuwerfen, nach welchen inneren
Gesetzen er die beiden Sammlungen voneinander schied, was ihn
bewog, die eine Erzählung dieser, die andere jener Schnur anzu-
reihen.«

»Dann lesen wir wieder von dem Aufstiege Tini Holms, der großen
Komödiantin, die schon als kleines Mädchen ... «

»Dann finden sich Skizzen von feinem Stimmungsgehalt und Emp-
findungstiefe, die nur manchmal einen leichten präziösen Beige-
schmack hat. «

»Unter den Novellen ... möchten wir den Preis der Erzählung
'Heimfahrt' zusprechen, deren starker dramatischer Aufbau nur
durch den ein wenig unmotivierten, mystisch verdämmernden
Schluß beeinträchtigt wird.«

»Die kleine, etwas blutrünstige Geschichte ist im E. T. A. Hoff-
mann—Stil knapp und wirksam erzählt.«

»Alle diese Geschichten sind anschaulich erzählt und dabei doch
nicht ohne eine gewisse Nachdenklichkeit, die bald mehr ironisch,
bald sentimental und melancholisch, manchmal auch zynischer
Art ist. Am Schluß wird man meistens durch eine unerwartete
Wendung oder Pointe überrascht.«

»Sein Buch liest sich sehr angenehm und leicht und mit durchaus
künstlerischen Mitteln erzielt es eine starke, spannende und anre-
gende Wirkung.«

»Man kann ein paar interessante Stunden damit verbringen, das Gruseln erlernen, sich rühren und auch amüsieren lassen, und mehr kann man von einem Geschichtenband wohl nicht verlangen.«

»Es liegt eine gewisse stille, nachdenkliche Versonnenheit über einem guten Teil der Geschichten, die ... «

»Dieser Essayband ist durchaus nicht so nüchtern und kritisch, wie er äußerlich tut; er hat auch nicht die trockene, hoffnungslos gescheite und gebildete Art solcher Sammlungen. Wenn man in diesem Buch zu lesen anfängt, spürt man bald ... «

»Und das ist gerade das Reizvolle, daß hier jemand, der selbst stark dichterisch veranlagt ist, über andere dichterische Persönlichkeiten zu Gericht sitzt. Natürlich ist das kein unerbittliches, sondern ein sehr mildes, verständnisvolles Gericht.«

»Wer selbst alle die innerlichen und äußerlichen Sorgen, die literarischen Kümernisse und Freuden erfahren hat, vom ersten verschämten Gedicht bis zum Erscheinen vor der Rampe ...«

»Dann versenkt man sich in das Leben des Dichters, und gleich entsteht eine lyrische Stimmung, und man sieht den alten Storm durch die Straßen Husums wandeln, über die Heide und den Deich.«

»Hier steht auch manches feine und köstliche Wort über Lyrik ... «

» ... macht es auf keiner Seite einen papierenen Eindruck, sondern ist durch und durch von warmblütigem Leben erfüllt.«

»Es sind nicht die Essays eines kühlen Ästheten oder eines klügelnden Philologen ... «

»Man fühlt sich beim Lesen gleichsam unterm Arm genommen.«

» ... und da er selbst Poet ist, so setzt er sich hin, um den Duft gleichsam festzuhalten, der ihn von einer interessanten Persönlichkeit freundlich anwehte.«

»Seine artige Laune, die ihr besonderes Parfum hat ... «

»An diesem einen Beispiel mag man die Art des ganzen Buches erkennen, diese lebenswürdige, spielerisch leichte, ein wenig ironische Art, die uns bei jedem neuen Novellenbände auf das Angenehmste gefangennimmt.«

»Er schreitet nicht, er promeniert, und wie zufällig erfährt man dabei eine zierliche Anekdote, gerade so groß, daß man sie während eines vornehmen Soupers seiner Tischnachbarin erzählen kann.«

»Statt amouröser Aventuren bekommen wir allerhand ergötzliche Szenen aus der menschlichen Alltagskomödie zu schauen.«

»Vor uns liegen zwei Bücher, ganz verschieden in ihrer Art und doch innerlich seltsam miteinander verknüpft wie das enge Band der Stadt, der sie beide angehören.«

»Mit feiner Kunst wirkliches Geschehen in lebenswürdige Stimmung auflösend ...«

»Schon das Thema, das er sich gewählt, verrät den Lyriker.«

»Das Leitmotiv, durch das sie aus dem engen Bezirk besonderer Erlebnisse ins Allgemeine hinweisen ...«

»Lustig pirouettierend wirbeln die kleinen Geschichten vorüber.«

» ... während die Frau Direktor Heidesheimer, deren Korrektheit und Vornehmheit alle rühmen, sich schließlich als Hochstaplerin entpuppt.«

»Seit je war es das Vorrecht Österreichs, Anmut mit Tiefe zu verbinden.«

»Vereinzelte Entgleisungen wie der Reim 'Sofaeckerl—Deckerl' sind selten.«

»Das Werk einer Frau, die logisches Sinnen mit intuitivem Verstehen verbindet.«

»Ein kluges Buch hat sie geschrieben.«

»Zu klarem Relief sind die verschiedenen Charaktere gearbeitet.«

»Krasse, manchmal allzu krasse Schlüsse wandeln sich hier in poetisch wohltuend gemäßigter Form zu pulsendem Leben.«

»Zukunftsfroh, lebensstark klingen die letzten Seiten des Buches aus.«

»Er verlobt sich mit der steinreichen Tochter des Professors und verführt am selben Abend ein armes junges Mädchel, das an ihn glaubte.«

»In einer schrecklichen Nacht, da er an den Selbstmord der Geliebten glaubte, wird er ein anderer.«

» ... und schließlich bescheiden—demütig zurückkehrt zum einfältigen Kinderglauben und zur schlichten Rechtlichkeit nach aller Nietzsche—Anbetung.«

»Mit sehr viel Weisheit und Güte ist dieses Buch geschrieben.«

»Viel Hübsches und Kluges wird über Stadt und Land, über Wahrheit und Lüge, über einfache natürliche Bauernexistenz und unser städtisches Gesellschaftstreiben gesagt.«

»Manche Episode bezeugt die altbewährte Meisterschaft.«

»Der Verlag ..., dessen hübsch und liebevoll ausgestattete Wiener Humoristika zu den erfreulichsten Spezialitäten des Wiener Büchermarktes gehören, tritt heuer mit ... auf den Weihnachtsplan.«

»Jeder dieser Wiener Autoren hat seine eigene Note, seine eigene Nuance des Lachens und Lächelns. Was ihnen aber gemeinsam ist, das ist ... «

»Nicht jener verstiegen säuselnde, anempfundene Kaffeehauslyrismus ..., sondern warmherziges Zugehörigkeitsgefühl zum Wiener Boden ... «

»Diese stille verträumte Innigkeit des echten Wiener Poeten ist der Grundzug ... «

»Ob er die Baumblüte in der Wachau ... ob er in nachdenklichem Sinnen über den Franziskanerplatz ..., immer ist er ... «

»Das kräftige, befreiende, manchmal sogar derbe und polternde Lachen dieses Humoristen, der, 'Auch Einer' wie der V—Vischer, die Schrecken des Katarrhs mit naturalistischer Gründlichkeit ausmalt, mit dem Hosenrock und mit der Schreibmaschine rechtet oder den Wiener Spießler an den Stammtisch und aufs Gänsehäufel verfolgt ... «

»Es steckt viel Jugend und unverbrauchte, frische, Kraft in dem neuen Bande ... «

»Wohl einer der begabtesten unter den Kadetten des Wiener Humors ist ..., von dem uns der Verlag bereits ein anderes Bändchen, 'Wir kennen uns', beschert hat.«

»Der mondäne Wiener Spaziergänger, dem die Melodie unserer Stadt im Ohr liegt, dem sie in den Fingerspitzen prickelt, dessen ganzes Wesen sie durchflutet.«

- »Er hat sich sachte und allmählich von der Anatol—Manier frei gemacht, und sein neues Büchlein enthält Skizzen, die bei aller Liebenswürdigkeit des Ausdrucks und Soiguiertheit der Form ... «
- »Man darf es ihm nachrühmen, daß er aus der Symphonie des großstädtischen Lärms jene Melodie der Arbeit und des energischen Strebens heraushört, die den Rhythmus des Wien von morgen ausmachen muß.«
- »Aber diese kleinen technischen Mängel der Romanhandlung verschwinden hinter dem starken und bezwingenden Eindruck, den die glänzende Zeichnung der Charaktere und ihre psychologische Entwicklung, die einheitlich wuchtige Führung der Handlung auf den Leser ausüben.«
- »Liebevolle Kleinkunst ist auch auf die Nebenfiguren verwendet. Sie alle treten mit prachtvoller Plastik und Deutlichkeit hervor.«
- »Man weiß aus diesen stark rhetorisch bewegten Szenen: er liebt Pracht und Pomp der Worte und der Affekte, ihm ist jene durch Geschmack gedämpfte Lebendigkeit des Temperaments zu eigen, die sich gern in gefällige, geläufige Formen der Konvention schmiegt.«
- »Die Rheinschlösser und Burgen, umrankt vom Efeu, ernsthaft in den Strom und in die scheidende Sonne blickend, die Hügel, umflattert vom Weinlaub, die Rheinstädte die aus Heines Liedern romantisch emportauchen: sie ziehen hier in lebendiger Gegenständlichkeit vorüber.«
- »Diese Novelle ist das Werk eines vornehmen Dichters, der nicht nach oberflächlichen Effekten hascht, sondern tief durchlebte Stoffe mit fester Hand zu gestalten versteht.«
- »In diesen knappen, düsteren Lebensgestaltungen spürt man, wie gesagt, die wuchtig dramatische Faust. Die weichere Hand eines Poeten fühlt man, wenn er ... «
- »Bei aller Würdigung des geschätzten Autors müßte ich einzelnen seiner Behauptungen doch gelinden Zweifel entgegenstellen. So, wenn er erklärt ... «
- »Die Lust, in die Geheimnisse der Frauenseele einzudringen, in ihren so lange unbeachteten Gebieten Neues zu entdecken, ist ein Kennzeichen der modernen Dichtung. Kein Wunder fürwahr, wenn man bedenkt, daß erst in unserer Zeit die Frau aus dem geschützten Dunkel ... sich zur Gleichberechtigung emporgerungen hat.«
- »Nun aber wächst von Tag zu Tag die Möglichkeit freier Tätigkeit des Weibes. Es beginnt, der jahrtausendealten Fesseln entledigt ... «
- »So kann man sagen, daß die Frauenseele von Tag zu Tag, von Jahr zu Jahr reicher, interessanter, merkbar persönlicher wird.«
- »Das Kind bleibt unter dem Schutze des Großvaters, eines kernigen Menschen, der sich aus bedrängten Verhältnissen zu Reichtum und Ansehen emporgerungen hat.«
- »Um Majas Jugend schlingt sich der Reigen scharf beobachteter Gestalten aus dem Berlin der letzten Jahrzehnte, in welchem der Roman *handelt*.«
- »Der Dichter schildert uns das Wachsen und Blühen dieser Frauenseele von den Tagen der ersten Kindheit angefangen.«
- »Wie ein reich blühender Baum, auch wenn er in einer Öde steht, uns den ganzen Frühling ins Herz zu leuchten vermag, so durch-

dringt die knospende, blühende Jugend dieses Mädchens die Schicksale einer Berliner Emporkömmlingsfamilie, deren einzelne Figuren, vom Dichter mit naturalistischer Treue geschildert, in lebensechter Plastik hingestellt, nicht durchaus unsere Sympathien zu wecken vermögen.«

»Es sollte uns nicht bloß in idealistischer Schönfärberei das Knospen und Blühen einer wertvollen Frauenseele gezeigt werden. Der Mut zur Wahrheit hat den Autor davor geschützt, den Boden der Wirklichkeit zu verlieren.«

»So bleibt sein Roman, trotz ..., nicht nur ..., sondern auch«

»Dieser alte Eberhard Lutz ist eine Figur, die den besten des deutschen Naturalismus beizuzählen ist. Wir sehen ihn und alle anderen Figuren des Romans wie leibhaftig an uns vorüberziehen.«

»In der Schilderung der Seele des Mädchens, das im Mittelpunkt der interessanten Handlung steht, sucht und findet er psychologisches Neuland.«

»Maja Stjerne ist ein Typus unserer Zeit.«

»Maja Ist der Sprößling einer unglücklichen Ehe.«

»Wenn es des Dichters Aufgabe ist, nicht bloß Phantasien zu formen, sondern in seinen Schöpfungen dem Werden der Zukunft zu lauschen, so darf man dieses Buch als eine echte Dichtung begrüßen.«

Müssen saubere Herren sein, von denen so gesprochen werden kann! Man glaubt, nur eine Stimme zu hören? Es sind ihrer zehn, die von zehn sprechen. Sie sind alle untereinander gleich und jeder könnte das Buch, jeder die Kritik des andern schreiben. Ich habe die Normalplatte hervorgeholt.

* * *

EIN SYMPATHISCHER DICHTER

Tolle Dinge scheinen sich, wenn man einer Rezension Glauben schenken darf, abgespielt zu haben:

In diesem Buche tritt uns ein Autor von hoher innerer Kultur mit der frischen Natur seiner Persönlichkeit entgegen ...

Was hat er vor?

Mitten in der essayistischen Prosa springt ihm ganz von selbst und ohne daß er es wüßte, ein schöner Vers von den Lippen ...

Gut. Aber was tut er damit?

»In allen Dingen schläft ein Lied.« So lautet diese jambische Zeile.

Möglich. Aber was hat er davon?

Und dies Lied, das in den Dingen schläft, das ist es, was Wertheimer in ihnen sucht — in ihnen und den Menschen.

Wie macht er das?

So wandelt er an diesem und an jenem vorüber.

Das ist recht, aber was weiter?

Da ist einer, der vielleicht gar nichts Sangbares in sich zu tragen scheint.

Das kommt vor, immer ist man nicht aufgelegt.

Gleichviel! Unter den Händen Wertheimers fängt er zu singen und zu sagen an ...

Ich nicht, ich gehe weg.

... läßt er seiner Seele das innerste Geheimnis entströmen.
 Ich würde es bewahren.
 Denn ein Dichter ist es, der an ihn rührt, ein Dichter, dem was er empfindet wahrer ist als die Wirklichkeit.
 Das kann sein, aber ich würde mich zu so etwas nicht hergeben.
 So sind die Tatsachen gelegentlich in ein Licht gestellt, das nicht von ihnen selbst, sondern von der ansprechenden Liebenswürdigkeit des Autors ausgeht.
 Ich ließe mich nicht ansprechen.
 Manche Farbe erscheint darum zu satt, manche Linie zu scharf ...
 Farbe hin, Linie her, ich hätte es satt und würde scharf.
 Denn immer handelt es sich um irgendeinen interessanten Winkel des literarischen Lebens, der durch ein frohes Temperament angeschaut wird.
 Ich bin gewiß ein interessanter Winkel des literarischen Lebens, aber ich ließe mich durch kein frohes Temperament anschauen.
 Mit besonders inniger Liebe umfaßt Wertheimer, der ein gesuchter Rechtsanwalt ist, die Juristen ...
 Das ist Geschmackssache, aber was tut er mit ihnen?
 Da drückt er dem gemütvollen Storm verständnisinnig die Hand —
 Bewahre!
 da umarmt er den sangesfrohen Eichendorff —
 Das ist peinlich.
 freudig wandelt er mit Julius von der Traun in den Reichsrat ...
 Ja wenn der nichts dagegen hat!
 und begleitet den jungen Max Burckhard ins Landesgericht.
 Das geht; wenn er ihn nur nicht ins Burgtheater begleitet hätte!
 Aber wenn ihm die lieben Kollegen auch näher stehen als andere Leute —
 Bin ich froh, daß ich doch nicht Jus studiert habe!
 sein Herz gehört doch, wie sichs gebührt, den edlen Frauen.
 Was tut er mit ihnen? Wandelt er an ihnen vorüber, spricht er an, rührt er an sie, drückt er ihnen verständnisinnig die Hand, fangen sie an zu singen und zu sagen, begleitet er sie ins Landesgericht, umarmt er sie?
 So ist es denn von unübertrefflicher Zartheit, was er über die Ebner—Eschenbach sagt ...
 Ah so!
 Die Palme aber möchte ich den Essays reichen, in denen ...
 Wenns auf mich ankommt, ich lange sofort den Fichtenbaum hinüber.
 Alles in allem ein ausnehmend süffiger Trunk, in dem Perlen des Geistes moussieren.
 Danke, Antialkoholiker!

* * *

EIN SYMPATHISCHER DENKER

»Gerade unter den größten Denkern finden wir diesen merkwürdigen Umsatz seelischer Energien ... «

Wie viel also hat der verstorbene Professor Müllner Umsatz gehabt? Der Privatdozent Ewald macht die Bilanz.

»Ich habe verhältnismäßig selten mit ihm über die internen Angelegenheiten der Philosophie gesprochen ... «

Was sind denn das die internen Angelegenheiten der Philosophie? Ich stelle sie mir etwa so vor, daß ein Philosoph weiß, was nach dem Tod kommt, es aber keinem sagt. Unser Ewald jedoch läßt mit sich reden und benützt gleich die Gelegenheit des Falles Müllner, um eine recht aparte Erklärung des Todesphänomens zu geben:

Nun ist er selbst, der lebhafteste, bewegliche, freie Geist, über die Schwelle des unerbittlichen Schweigens geschritten.

Und was bleibt uns?

Uns bleibt nichts als das gedämpfte Farbenspiel der Erinnerung, welches uns diesmal nicht allein die unmittelbare Persönlichkeit, sondern auch was an ihr schöpferisch war, auf dem dämmerigen Untergrund der Vergangenheit festhalten muß.

So denkt ein Denker. Aber auf die dicken Bücher kommt es an, wird mir eingewendet, nicht auf die Feuilletons, die er eben schreiben muß, um Geld zu verdienen. Ich aber glaube, daß einem Philosophen der Selbstmord leichter von der Hand gehen muß als ein Feuilleton. Wenn ihm der Feuilletonversuch gelingt, so war er kein Philosoph. Herrn Ewald gelingt er sechszigmal im Jahr, und der Umsatz seelischer Energien ist, wie bei allen guteingeführten Häusern, beträchtlich. Die Feuilletons müßten schlecht sein, um den Philosophen zu retten. Aber sie sind brauchbar, und Weininger hat sich getötet, anstatt Nachrufe zu schreiben. Der von Ewald schließt mit den Worten:

Um so unersetzlicher ist die Lücke, die er hinterläßt ...

Gewiß, denn man kann eine Lücke zwar ausfüllen, aber nicht ersetzen. Es wäre denn, daß ein Professor eine Lücke war oder daß ein Privatdozent, den er hinterläßt, eine Lücke ist. Die zumal ist ersetzlich.

* * *

DIE SYMPATHISCHEN

hausen im Literaturblatt, das am Sonntag erscheint. Findet einer, daß der andere sympathisch sei, so revanchiert sich dieser am nächsten Sonntag und findet, daß auch jener sympathisch sei. Die Vorstellung, daß zwölf Schmierer aus der Steiermark oder aus der Leopoldstadt — das ist jetzt in der Literatur gehupft wie gesprungen — beisammen sitzen und ausknobeln, wer zuerst wen zuerst sympathisch finden soll, ist so unabweislich, daß man jeden Augenblick erwartet, jetzt werde endlich auch die Intelligenz rabiat werden und vor den dreisten Bücherhausierern die Tür zuschlagen. Aber sie tut es nicht. Sie läßt sich sogar die Unterscheidung der Typen, die sich allmählich herausbilden, gefallen. »Da ist« der muntere Seifensieder, der sein Liedchen trällernd allein seines Weges zieht »da ist« der, der nur selbender glücklich wird, der Nachhausebegleiter der Literatur, dem nachgerühmt wird, daß er die Persönlichkeiten persönlich gekannt hat, und von dem sich auch der Leser unter den Arm genommen fühlt. »Da ist« der Dichter, der partout nicht mehr lebenswürdig genannt sein will, wie Cäsar dreimal diese Auszeichnung zurückweist und dreimal sie wieder bekommt, mit einem deutlichen »Oho, das lassen wir uns nicht nehmen«. Zumeist sind es anständige Burschen, die schon am nächsten Sonntag ihrem Kritiker die empfangene Wohltat zurückgeben. Das Lob war nur ausgeliehen. Da ist einer, dessen Humoresken gehören »zum Besten, was«. Kaum hat er das schwarz auf weiß, geht er her und versichert, die Studie über Eichendorff gehöre »zum Besten, was über den schlesischen Dichter gesagt worden ist«. Ich lasse mich aber hängen, wenn er je etwas ge-

lesen hat, was über den oder irgendeinen schlesischen Dichter je gesagt worden ist.

* * *

EIN NACHDENKLICHER

» ... Da sitzt er im Salzburger Peterskeller, und es fallen ihm da seltsame Dinge ein, die so selbstverständlich sind, und an die man sonst doch gar nicht denkt. Daß alle Menschen, die da beisammensitzen, über kurz oder lang sterben müssen und daß dann gar bald von keinem mehr übrig ist als ein Häuflein Knochen. Alle, die Alten und die Jungen und die Häßlichen und die Schönen und die Unausstehlichen und die Netten. Dann sagt er sich, daß das der einzige Trost ist, daß alle anderen Menschen auch sterben müssen. Denn wie traurig wäre es doch, wenn man allein sterben müßte und alle anderen immer dablieben in der lachenden Welt ... «

Herr Max Burckhard nämlich.

* * *

EIN KLIRRENDER

Ja was ist denn das?

» ... denn wenn es doch noch Ernst werden sollte, wird man ihn wieder rufen. So hat man es ihm, hat es jetzt uns versprochen. Ein Trost beim Scheiden ... Es kann uns nicht gleichgültig sein, wer in Friedenszeiten mit *unseren Millionen* wirtschaftet. *Und kommt es einmal dazu*, kann's uns erst recht nicht gleichgültig sein, ob ein höfischer Günstling, eine strebsame Talentlosigkeit den Feldherrnstab trägt und *das Blut unserer Söhne und Brüder* nutzlos verspritzt ... Er hat es vielleicht nur nicht ertragen, nicht verantworten mögen, daß *wir uns* (wenn schon die Tiroler Grenzen halbwegs gesichert erscheinen) im Ernstfall darauf einrichten müssen, *in Kärnten vor Italien zurückzuweichen* ... «

Herstellt! Ja wer ist der Bürger und wens denn sein muß Soldat? Herr Salten. Nicht mehr Flügeladjutant sondern Patriot schlechthin. Berauscht vom Namen Conrad v. Hötendorf, aus dem man Fanfaren klingen hört und der durchbraust ist — man weiß schon. Alle sind sie jetzt so. Die Feuilletonisten mit gelben Aufschlägen.

* * *

VON EINEM WÜTENDEN WASCHZETTEL GEBISSEN

Ich habe mich eingelassen. Wenn man so das Pech hat, Zeitschriften zugeschickt zu bekommen, so tröstet man sich hin und wieder mit der Lektüre des Waschzettels. Ich lese ihn gern. Denn ich liebe diesen draufgängerischen Ton, der die Welt in ein Schlachtfeld verwandelt, in ein Turnier, in weiß Gott was für einen entlegenen Schauplatz verwegener Aventuren, nur nicht, wie sich's gebührte, in einen Tandelmarkt oder in eine Redaktion. Statt des Hono-

rars verdient sich einer die Sporen, und wer kein Pseudonym hat, kämpft mit offenem Visier. Da begleitet einer mit Hu! und Ha! dies mutige Vordringen der Mitarbeiter in ihre Themen, und billiger tut er's nicht, als unter der Vorstellung, daß sie alle bei den berittenen Nibelungen gedient haben, ehe sie bei der Literatur behalten wurden. Lauter Kämpen, Krieger, Ritter, Recken, und kein einziger Redakteur darunter. Von Musikkritikern lobebaren wird der Wunder viel geseit. Etwa so: »R. S. legt für Julius Bittner und seinen Bergsee eine Lanze ein und wendet sich in ebenso temperamentsprühender als ... « Der Ausgang ist noch ungewiß, das Blachfeld schwimmt in Tinte, schon will die Sonne sinken. Da — was ist das? Wer naht? »Eine prächtige Attacke gegen den deutschen Theaterdirektor, den deutschen Durchschnittsschauspieler, gegen Muckertum und Zensur, reitet Freiherr von L. in einem längeren Aufsatz voll schlagendem Witz ... « Da kann es denn nicht fehlen, der Widerstrebende selbst wird fortgerissen, greift nach der Zeitschrift und beginnt zu blättern. Nur ein Blick und schon weiß man, was man längst geahnt hat: Bittner ist »ein Prachtkerl«. Nämlich: er ist »eine Burckhardnatur mit einem starken Zug ins Symbolische«. Nun möchte man natürlich wissen, wie man das macht, und was eine Burckhardnatur ist, und überhaupt. Soweit ich unterrichtet bin, ist eine Burckhardnatur etwas, was nackte Knie hat und dennoch keinen Humor. Wie sie sich symbolisch anläßt, ist mir unbekannt. Vielleicht wird ein Szenenbild von Kolo Moser daraus. In dessen Beschreibung Herr Bittner ausdrücklich sagt, daß ein mattes Gelb die nahende Sonne kündigt, bis gelbes, jedoch nur sehr schwach rötliches Licht den beim »Auskik« hinunterkletternden Jörg »energisch bescheint«. Das war ohne weiters zu machen. Dagegen die Wolkenmassen, die »nach aufwärts streben, ohne den See bis auf seine vorderen Wellen sichtbar werden zu lassen«: das hat schon einer sprachlichen Erläuterung bedurft, bevor es gemalt wurde. Dafür wieder die pelzverbrämte dunkle Schauben über einem Gewand aus roter Seide, »letzteres bis am Boden reichend«: da verstanden sie sich gleich, die Prachtkerle ... Und nachdem ich mich an den schönen Bildern sattgesehen habe, auf die es sich schon lohnt, mit einer Lanze hinzuweisen, verspüre ich doch auch Lust, mal einer richtigen Attacke beizuwohnen, die einer in einem Aufsatz reitet. Das ist dann so: Der deutsche Theaterdirektor, sagt der Freiherr von L., spekuliert auf Autoren, deren fremdländischer Name »wenigstens auf ein paar Enttäuschungsvorstellungen auf das gute deutsche Publikum doch noch ziehend wirken wird«. Ein Pariser Theaterdirektor hingegen liest Stücke und sucht. »Halt! Da ist ein guter Titel. Schon etwas. Rasch lesen. Erste Szene schlecht, zweite plump, dritte blöd, vierte nasolala, fünfte Ha! Ein Problem, das diesen Winter interessieren wird! Weiterlesen! Sechste kindisch, siebente matt, achte länglich — — Ha! Ein guter Aktschluß. — — Zweiter Akt: Ha! die große Szene ist packend, straff geführt, sehr gut, wirklich sehr gut. 'Dramatiker' sagt der Direktor. Dritter Akt schlecht. — — Noch ein guter Aktschluß! 'Na also!' Vierter Akt verfahren, macht nichts! Pneumatische an den Dichter: Lieber Herr! ... « Ha! dazu fällt mir ein, daß die Theaterbrände immer seltener werden. Vor der Kunst nämlich, die dem Bürger dient, habe ich die Empfindung des Unnützens, und hätte eine rechte Freude, wenn auf leergebrannter Stätte nasolala die Hirnschalen zurückblieben, in denen all die tiefen Probleme gehaust haben. Ich bin sicher ein besserer Dramatiker und ein besserer Schauspieler als das Glumpert zusammen, das sich da jahraus jahrein Sorgen macht, ob die große Szene packend sein wird und ob der Schlager im dritten oder im vierten Akt kommen soll. Aber ich bin unbedingt für gesellschaftliche Ächtung der Kaste, wenn denn schon nicht die gesellschaftliche Ächtung der Gesellschaft (die mein diesjähriger Neujahrs-

wunsch ist) durchführbar wäre. Prachtkerle und prächtige Reiter, die sich hinter den Kulissen tummeln, gebe ich drauf. Der da versöhnt durch den schlagenden Witz des Bekenntnisses: »Ich versuchte einmal eine Aristophanische Komödie zu schreiben ... « Aber was das Projekt eines Theaterbrandes betrifft, so stecke man die Zeitschriften für Musik und Theater an. Und schüre mit dem Waschzettel. Denn der behauptet, wie ich soeben bemerke, zuguterletzt noch, daß gegen irgendetwas »scharf Stellung genommen« wird. Er gehört einer Zeitschrift, die, wie ich zu meinem Erstaunen sehe, noch immer erscheint, und wenn sich die Mitarbeiter eines Blattes, das vom Unterrichtsministerium subventioniert wird, so gebärden, als ob es vom Kriegsministerium subventioniert würde, so strecke ich die Waffen und wende mich in ebenso temperamentsprühender als sein ganzes Wesen liebevoll beleuchtender Art dem sympathischen Hugo Salus zu, der von Natur weich, liebenswürdig und last not least nachdenklich ist und dies, wenn er sich auch noch so sehr dagegen wehrt, in den jeden Früh erscheinenden Blättern, sobald er aufkommt und aufsteht, lesen kann, während draußen bereits ein Vogel, nasolala, aber nicht zu verwechseln mit der Amsel, die für den kaiserlichen Rat in Salzburg arbeitet, während er eine Lanze einlegt, Ha! diese Burckhardnatur mit einem starken Zug ins Symbolische, also tieferstehende Notiz in Ihrem geschätzten Blatte freundlichst veröffentlichen zu wollen hochachtungsvoll Redaktion des Merker.

Drei Bücher

empfohlen von *Karl Kraus*

Wer der Fackel glaubt, möge *Karl Hauer* nicht vergessen, dem der Vorsprung der beweglichen Unfähigkeit noch immer den Platz weggenommen hat, auf den ihn die Lebenssorge anwies. Da im weiten Gebiet literarischer Existenzen alles besetzt und bestellt war und zwischen Redakteuren, Dramaturgen und Lektoren nicht mehr ein Fingerbreit Aussicht, blieb jenem nur noch übrig, in schwere Krankheit zu verfallen. Mit der Sicherheit aber, die die Not verschafft, soll sich das Gewissen dieser stellenvermittelnden Zeit nicht abfinden. Das wollen wir ihr versalzen. Mindestens hat sie die Pflicht, die Gelegenheit zu benützen, die es erlaubt, einem Schriftsteller auf die würdigste Art zu helfen: die Gelegenheit, sein Buch zu kaufen. Karl Hauers Essays »Von den fröhlichen und unfröhlichen Menschen¹« sind erschienen, sie wiederholen und vermehren im Buche den Genuß, den die durchklärende Kraft und Meisterschaft dem Leser gewährt hat. Sie machen nicht zuletzt deutlich, worin sich dieser Denker von jenen, die am meisten über die Habilitation des Menschen nachgedacht haben, unterscheidet: er ist tiefer in dem, was er erkennt, als in dem, was er vertritt; er sucht nur, was er gefunden hat, und darum ist er auch dort tief, wo andere nicht einmal wahr sind. Sollte diese unerbittliche Güte, die kein Wort verschwendet, noch auf ein formwürdiges Leben treffen, so beweise es sich durch die Bereitschaft, einen Außerordentlichen zu hören, zu entschädigen und die Forderung der Fröhlichkeit, die es ihm nur zu stellen gewährte, ihn auch erfüllen zu lassen.

* * *

1 Verlag Jahoda & Siegel, Wien und Leipzig.

Albert Ehrenstein, dessen »Tubutsch¹«, mit zwölf Zeichnungen von Oskar Kokoschka, außer dem neuen Hauptstück die in der Fackel veröffentlichten Arbeiten »Ritter Johann des Todes« und »Wanderers Lied« enthält, stellt den merkwürdigen Fall vor, daß in Wien eine dichterische Kraft auflebt, die mit dem ersten Wort sich einer Region entrückt, in welcher die Kunst eben noch zum beliebten Nebenbei einer wertlosen Hauptsache, Leben genannt, sich eignet. Hier aber ist ein Unteilbares; und wie einer sich das Leben schafft, der es ablehnt und dem es gut genug ist, als sein Stiefelknecht zu ihm zu sprechen, und wie einer sich von der Unscheinbarkeit die Visionen brockt, als stünde er vor des Lebens goldnem Baum: das ist zumal in dieser Gegend, in der die Plauderer und Psychologen das fertige Material bearbeiten, neu und ergreifend. Die reale Linzerstraße hat für diesen Karl Tubutsch mehr Himmel und Erde als ein weites Land, das jenen vorschwebt, die das Können können. Ihm sterben bloß zwei Fliegen, und er glaubt, daß sie Pollak heißen. Ich kann ihm darin nur recht geben. Nicht worauf so ein Kurioser kommt, sondern wovon er ausgeht, bestimmt das Maß seiner Phantasie. Er ist von jenen, die ein zu trauriges Gesicht haben, um das Leben nicht mit lachendem Rücken anzuschauen. Er hat viel gegen die Welt, die nicht viel für ihn hat; aber wie er sie hinter sich sieht und schafft, ist reicher Ersatz für beide. Er kommt auf langem Weg in die Literatur daher, fast von Lawrence Sterne, seine Reise ist gefühlloser und doch an Enttäuschungen reicher. Wenn er geht, läßt er einen wohltuenden Schwefelgestank zurück. Zuweilen tritt sich sein Humor selbst auf die Füße: so sieht er noch immer durch ein Hühnerauge eine ganze Welt. Manchmal spricht ihm der Intellekt in Witz und Vision hinein, manchmal kommen alle drei ins Wortgemenge. Aber sein Geist ist ohnedies anders erschaffen, als es gewohnt, erlaubt und den andern gesund ist. Als er zur Welt kam, möchte er gerade Wichtigeres zu tun haben, und hätte jenes unterlassen, wenn er sich nicht in die Schnur einen Knopf gemacht hätte; er hätte sich sonst an ihr erhängt. Nun, da er hier ist, gefällt es ihm nicht. Wenn's brennt, hat er noch die Geistesgegenwart, das Sprungtuch in die Flamme zu werfen. Er ist einer von dem viel bemerkenswertern Stamme jener Asra, welche sterben, wenn sie leben.

* * *

»Der Weltfreund²«, ein Band Gedichte von Franz Werfel. Vier davon sind in der Fackel erschienen. Hier noch einige:

ARMER STUDENT, SÜSSE VORNEHME FRAUEN ANBETEND

Wenn Ihr vorüberzieht
Leicht und erhaben,
Senkt sich das Augenlid
Schüchternem Knaben.

Wenn Ihr zu Wagen steigt
Freundlich gelassen,
Wenn Ihr im Gruß Euch neigt,
Kann ichs nicht lassen.

Haus und Konditorei

1 Ebenda.

2 Verlag Axel Juncker, Berlin—Charlottenburg.

[KK]

[KK]

Warten bescheiden.
Park läßt Euch nicht vorbei,
Ohne zu leiden.

Kaufhaus, wie Ihr gebeut,
Dient Euch in Scharen,
Loge ist hochofrennt,
Euch zu bewahren.

Alle sind mehr, als ich,
Sofa und Steine,
Ach, so verbleibt für mich
Sehnsucht alleine.

Abendlich angeschwellt,
Will ich enteilen,
In naher Villenwelt
Hügelwärts weilen.

Stampfend und schüttelnd g'nug
Reizenden Wegen
Trägt mich der Vorortzug
Tönend entgegen.

Rühmlichsten Pavillon
Will ich ersteigen.
Nacht, sie empfängt mich schon,
Wirtlich zu schweigen.

Will ohne Liebesdank
Talhin mich spülen.
Will nichts, als stundenlang
Fühlen und fühlen.

JUNGE BETTLERIN AN DER KRÜCKE

An Deiner Krücke, liebliche Bettlerin,
Halte im Torbild weiße Narzissen feil!
In den Korb, den reizend Dein Arm umschließt
 Sinken Worte des Mitleids,
 Sinkt klapperndes Kupfergeld.

Und ich sah Dich. Jauchzend faßt ich mein Herz,
Pries und sang Dich, schöne Gebrechlichkeit.
Auf in Tränen bäumte der Gott sich mir.
 Raffen wollt' ich den Flor,
 Überschütten mit Blumenware das Kind,

Wie da wußt' ich? Was krank dem Menschensinn
Däucht und gebrechlich, schön ists im Weltenplan.
Jegliche Form entfacht, ergänzend, ein Herz.
 Armut, Gebrest und schwerer Gang,

Dies auch, siehe auch dies ist Harmonie.

WANDERLIED

Glaubst Du, Deine Schritte sind vergangen,
Die einst kies— und straßenüber klangen?
Deine schwergesenkten, Deine leichtgelenkten,
Deine volksvermengten, Deine kindgedrängten,
Deine Schritte laufen oder schleppen
Ewig weiter über Weg und Treppen.

Glaubst Du, Deine Worte sind verloren,
Die Dein wallendes Gemüt geboren?
Hangend in den Häusern, unter Toren,
Sinken sie in vorbestimmte Ohren,
Bilden sich zu wunderlicher Stunde,
Und entflattern neu dem Enkelmunde.

Glaubst Du, Sohn, Du könntest Dein sie heißen,
Schritt und Worte, die ins Weite reisen?
Oder wahnst Du, daß der graue, alte
Ahnherr diese sprach und jene wallte?
Und ist gar aus diesem Lied zu lesen,
Daß Du selbst der Bärtige gewesen?

DES MENSCHEN BETT

Mein Bett, du ankerloses Schiff
In aller Nächte Ozean,
Du süßer Friedensinbegriff,
Hinschwebend ungeahnte Bahn.

Du bist das stille Futteral
Der Schwerkraft, die sich von mir trennt,
In dir fühl' ich mich jedesmal
Natur und Geist und Element.

Die Welt, die schüchtern sich versteckt
Und doch in meiner Seele ruht,
Hier hab ich jauchzend sie entdeckt,
Mich hingegeben ihrer Glut.

Auf Gottes schöner zarter Spur
Hinschwillt mein kleiner spiritus,
Denn aller Erdenkreatur
Geheimste Sehnsucht ist Erguß.

Erguß in Ströme stärkerer Art,
— — Der Weg zu Gott ist nicht so weit —
Mein Bett, du Fahrzeug großer Fahrt,
Sei tausendmal gebenedeit!

AN DEN LESER IN DER NACHT

Ich nahe Dir von weitem
Und ziehe meinen Hut.
Beschließt Du diese Seiten,
Soll Dich mein Spruch begleiten
O Mensch, ich bin Dir gut!

Du willst Dich schlafen legen?
Bist Du doch müde, nicht?
O horch, was allerwegen —
Es ist vielleicht zum Segen —
Dein Freund Dir wünscht und spricht:

Ich wünsche Dir, dem Guten
Ein Herz so treu und fest,
An dessen sanften Gluten
Sich's herrliche Minuten
Erhaben weinen läßt.

Dann wünsch ich Dir: Bisweilen,
Bist Du von Not entstellt,
Ein liebliches Entteilen
Durch neuergrünte Meilen
In Deine Kindheitswelt.

O sei im übervollen
Gelingen gut und mehr!
Wenn Deine Sterne rollen,
Veredle dein Wohlwollen,
Dich, und Dein Umdichher!

Dem Freunde zu gefallen
Sei Liebling treu und brav!
Die Worte sie verhallen
Ich wünsche Dir vor allem
Den schönsten, tiefsten Schlaf.

In wessen Liebe die Welt so liebenswert wird, der schafft dem Weltfeind
eine frohe Stunde.

Die neue Art des Schimpfens

Von *Karl Kraus*

In einem Aufsatz »Über eine neue Art des Schimpfens« sagt der Professor der Literaturgeschichte Dr. Richard M. Meyer in Berlin:

... Maximilian Harden, wenn ich nicht irre, hat auch hier bahnbrechend gewirkt ... Bei einem Konflikt mit einer Zeitung, die ihn unzweifelhaft verleumdet hatte, genügte es ihm nicht, sie »Dirne« zu nennen — er mußte diese Bezeichnung noch durch die ekelhaftesten Einzelheiten verdeutlichen. Das hat nicht nur bei seinem in al-

ler erbittertsten Feindschaft treuesten Schüler Karl Kraus in Wien Schule gemacht. Die beliebtesten Scheltwörter 'Eunuch' und 'Metze' werden stimmungsvoll ausgemalt und so zwei Götzen unserer Zeit zugleich gedient — jenen beiden, die Götzen sowohl primitiver als raffinierter Roheit sind: dem Sinnenkitzel und dem Zerstörungsdrang. Ich muß mich in diesem Punkt als durchaus altmodisch bekennen. Ich glaube durchs Leben zu kommen, ohne gewisse Worte auszusprechen oder auszuschreiben; und ich halte es für das berechnete Privileg des gebildeten, ja des anständigen Menschen, auf schmutzige Ausdrücke ebenso zu verzichten wie auf schmutzige Handlungen — soweit wenigstens, wie ihnen eine freie Wahl bleibt; der Prüderie in wissenschaftlichen Fragen soll damit selbstverständlich nicht das Wort geredet werden ...

Gewiß nicht. Was aber die neue Art des Schimpfens anlangt, so glaube ich nicht, daß man mir in den dreizehn Jahrgängen der Fackel einen Fall wird nachweisen' können, wo ich das Wort »Dirne« als Schimpfwort gebraucht hätte und nicht als die Bezeichnung eines erstrebenswerten Zustandes. Wo ich das Wort selbst gebraucht und nicht vielmehr zitiert habe, um die engstirnige Terminologie einer Gesellschaft zu brandmarken, die zu erbärmlich ist, um den mesquinen Ton eines Wortes zu verstehen, weil sie zu feig ist, um dafür das Wort Hure zu setzen. Was die neue Art des Schimpfens anlangt, so glaube ich nicht, daß man mir in den dreizehn Jahrgängen der Fackel einen Fall nachweisen wird, wo ich die Dirne nicht der Verachtung entrissen und nicht sofort dem Haß als Hure präsentiert hätte. Wo ich je anders als mit Wucherzinsen der Verachtung dem Gesellen heimzahlte, der das Wort als einen schmutzigen Ausdruck nicht deshalb auffaßte, weil es den Schmutz seiner Gesinnung trug, sondern weil er das davon bezeichnete Leben für ein schmutziges hielt, für eines, an dem er sich erst seine Finger, seine Notdurft, seine ganze ekle Leiblichkeit und Moralität abwischen durfte, um als Bürger oder Professor der Literaturgeschichte rein dazustehen. Was die neue Art des Schimpfens anlangt, so glaube ich nicht, daß man mir in den dreizehn Jahrgängen der Fackel einen Fall nachweisen wird, wo ich einer Zeitung die Ehre erwiesen hätte, sie eine Dirne zu nennen, es sei denn, daß ich an meine Geringschätzung einer Zeitung absichtlich und ausdrücklich das Maß der Geringschätzung angelegt habe, das ein Literaturprofessor für eine Dirne und nicht für eine Zeitung hat. Denn da ein solcher nichts so sehr verachtet wie eine Dirne und vor nichts so viel Respekt hat wie vor einer Zeitung, so konnte ich, um mich ihm verständlich zu machen, keinen andern Vergleich wählen und ich hätte weiß Gott wie viel darum gegeben, daß es auch mir gegönnt gewesen wäre, eine Dirne zu verachten, um sie einmal aus tiefstem Herzen eine Zeitung nennen zu können. Was aber die neue Art des Schimpfens anlangt, so möchte ich mich fast zu der Behauptung versteigen, daß man mir in den dreizehn Jahrgängen der Fackel auch keinen Fall nachweisen wird, wo ich den Herren der Gesellschaft im Verhältnis zu den Dirnen einen andern Schwächezustand als den geistigen und moralischen zum Vorwurf gemacht, wo ich mit einem Wort das Wort »Eunuch« als Schimpfwort gebraucht hätte und nicht als die Bezeichnung eines erstrebenswerten Zustandes. Eine erstrebenswerten Zustandes für Männer, welche die Dirnen nur deshalb verachten, weil sie im Gegensatz zu den Dirnen, die wenigstens Weiber sind, alles Mögliche sind, nur keine Männer. Für Kerle, die zu Unrecht einen Bart tragen und mit den Attrappen der Männlichkeit über ihre wahre Beschaffenheit den Betrachter zu täuschen wissen. Mit diesen Verkehrshindernissen sich dem Geist in den Weg stellen und durch solchen Schabernack einer mehr ornamentalen oder kolo-

ristischen als in den Vorzügen des Kerls begründeten Wirkung die wahre Männlichkeit um den Kredit betrügen. Auch wird man mich in dreizehn Jahrgängen nicht dabei betreten haben, daß ich einen Götzen unserer Zeit anders bediente als dadurch, daß ich eine primitive oder raffinierte Roheit gegen ihn selbst betätigt habe. Den Sinnenkitzel der Literaturprofessoren zu erregen, darauf hatte ich's nie abgesehen. Aber dem Zerstörungsdrang habe ich nicht gedient, sondern ihn aus eigener Machtvollkommenheit gegen jene Individuen, Typen, Berufe, Klassen kommandiert, die mich ein Grund dafür dünkten, daß sich die Sonne manchmal schwerer entschließt zu erscheinen als ein Tagblatt. Ich leugne nicht, daß ich, um die kosmischen Dinge wieder flott zu machen, namentlich in der letzten Zeit der Kastrierung gewisser Erwerbskreise das Wort gesprochen habe. Die ewigen Gewalten, die ich mir vollständig erhalten will, verstehen mich. Es mag ein sonderbarer Zusammenhang sein, daß von mir, der nie das Wort Eunuch als Tadel über die Lippen gebracht hat, gerade jetzt es behauptet wird, wo ich der Sache erst Geschmack abgewinne und einen Zustand, der mir als das ehrlichste Eingeständnis eines unnützen Lebens Respekt einflößt, auf den Hochschulen als obligat einführen möchte. Wäre mein Vorschlag durchgeführt und ich verhöhnste hinterdrein den Eunuchen, ich wäre kein Mann, und nichts würde ich für ignobler halten, als die Verspottung des Opfers einer Prozedur, zu der ich selbst zugeredet habe. Ich schimpfe nicht, ich massakriere! Nicht um ein Schimpfwort kann es sich handeln, wo eine ernste Sache auf dem Spiele steht. Ein Literaturprofessor kommt zweifelsohne ganz gut durchs Leben, ohne gewisse Worte auszusprechen oder auszuschreiben. Aber er würde gewiß noch besser durchs Leben kommen, wenn er auch von anderen Verpflichtungen befreit wäre, deren Ausübung andere Leute in seinen Augen ehrlos macht. Lassen wir doch den Streit um Worte. Die Worte sind oft wichtiger als die Dinge, und was weiß ein Mann, den schon die Lebensfremdheit von den Dingen trennt und der sich berufsmäßig mit Literatur zu befassen hat, von der Bedeutung der Worte! Gewisse Worte auszusprechen oder auszuschreiben, hat mich noch keine irdische Rücksicht verhindern können, denn gewisse Worte sind mir immer sogar wichtiger gewesen als gewisse Leute; und wären sie so banal wie diese, so abgegriffen wie sie, die sie nur abgreifen können: der Künstler belebt sie und er vermag darin mehr als der Schöpfer, der doch einen Professor der Literaturgeschichte ein für allemal erschaffen hat und beim besten Willen nicht imstande wäre, ihn so anzublasen, daß er neues Leben gewänne, was mir an den hoffnungslosesten Fällen noch immer gelungen ist. Glaubt einer wirklich, daß ich dies mit Schimpfwörtern zuwege brächte? Könnte ich einen Professor der Literaturgeschichte dadurch in die Literaturgeschichte bringen, daß ich ihn kurzweg einen Eunuchen nenne? Freilich wäre ich selbst dazu fähig, indem ich das Wort so belebe, daß auch der Betroffene sein Vergnügen daran hat. Denn das kann ich. Ich mache aus Schimpfwörtern Schimpfworte. Was die neue Art anlangt, so wäre sie die älteste, wenn sie sich ohne Atem einfach der Wörter bediente, die ihr jener zum Vorwurf macht, und wenn der Angriff auf dem Niveau erfolgte, auf dem der Beleidigte lebt oder der mittelmäßige Zeuge der Beleidigung. Sie ist aber so durchaus original, daß sie sogar darauf verzichtet, ihn Richard Moses Meyer zu nennen, weil diese Lesart schon zu Pharaos Zeiten in Berlin beliebt war und weil es wirklich nichts gegen Moses beweist, daß ein Berliner Literaturprofessor nicht so heißen will und deshalb die Kastrierung seines Vornamens befürwortet, während er für die Erhaltung seines Zunamens in dessen vollständiger Banalität mit Recht besorgt ist. Aber der Verfolgungswahn, der einen guten Vornamen preisgibt, um angesichts seines Zunamens vor den Abkürzern zu zittern, könnte mich wohl verleiten,

mit dem Richard Moses M. nach Gebühr zu verfahren, mit ihm, der selbst kein Mitleid gehabt hat, als ihn die Literaturgeschichte anflehte, sie lieber ganz als in Dekaden verschnitten zu mißbrauchen. Wir sind seit damals bedenklich im Rückstand. Dieser R. Moses M. hat, da dreizehn Jahrgänge mehr als eine Dekade sind, die Fackel gänzlich ignoriert, und weiß von ihr nicht mehr, als was ihm einige beleidigte Schmierer zugetragen haben, oder was von einer dunklen Feindesmacht übrig bleibt, wenn ein Gerücht von ihr zu der aller Potenz instinktiv ausweichenden Professur dringt. Dieser R. M. M. weiß, daß dort »geschimpft« wird, und denkt sich, es werde wohl auch das Schimpfwort Eunuch gebraucht werden. Dieser M. M. weiß, daß es bei Herrn Harden, dem selbst er in zwanzig Jahrgängen der 'Zukunft' keinen neuen Gedanken, kein geborenes Wort nachweisen wird, vorgekommen ist, und er hat wohl gehört, daß in Wien »so ein ähnliches Blatt« wie die 'Zukunft' erscheine. Denn von dieser vergleichenden Wissenschaft, die ohne Vergleich urteilt, wird mich nichts mehr befreien. Ich kann in jedem Monat dreitausend Sätze schreiben, deren letzter das Lebenswerk eines Leitartiklers sprengt und verschwinden macht — zur Berliner Universität dringe ich nicht vor. Ich kann im Urteil derer, die Literatur lesen können, über die Höhe emporwachsen, auf der ein Toter dissertationsreif ist: ich werde es doch immer wieder erleben, daß ein Bursche, der für die Ignorierung lebender Literaturwerte vom Staat bezahlt wird, und noch lange ehe ich ihn dafür beschimpfe, behaupten wird, ich sei ein Schimpfer und ein Wasserfall sei der treueste Schüler eines Water—Closets. In der Literatur ist es dem Fach nicht möglich, bis zu den Fachleuten zu gelangen, aber wenn es schon darauf verzichtet, ihnen bessere Ansichten beizubringen, so sieht es sich auch vor der Aufgabe unvermögend, ihnen zu besseren Manieren zuzureden. Es möchte ignoriert werden; das leiden sie nicht. Sie müssen, unverantwortlicher als die Reporter, berichten, was sie mit halbem Ohr aufgeschnappt haben. Ich werde ihm noch die Hälfte nehmen, diesem M.! In ihren Literaturgeschichten haben solche Individuen, die sogar den Beruf des Journalisten verfehlt haben, den Drang der Informiertheit und nennen mich unter den Wiener »Kritikern«, in der Reihe der lächerlichsten Beispiele. Ein gewisser Eduard Engel, der im Jahr einen ungehörlichen Papierverbrauch für literarhistorische Zwecke hat, erdreistet sich der Gnade, eine Korrespondenzkarte, ursprünglich an Herrn Friedrich S. Krauß adressiert, mit darübergeschriebenem »Carl«, an mich zu richten, er habe »gehört«, daß ich einmal Herrn Hardens Stil »besprochen« habe, er arbeite gerade über Harden, ich möge ihm leihweise »den Artikel« überlassen. Ein sogenannter Arnold in Wien, unbekanntes Aufenthalts als Levysohn, ersucht mich, ich möge ihm irgendeinen Behelf für eine Arbeit über Herrn Hofmannsthal liefern. Ich frage mich, ob ich darum Nächte durchwacht, Felsen hinweggeräumt habe, darum gegen alle Instinkte der Menschheit rebellisch geworden bin, daß ich zuletzt der Dienstmann sei für das niedrige Bedürfnis der Literarhistoriker. Diese Spediteure der Unsterblichkeit werden sich verflucht wundern, wenn der, den sie nicht aufladen wollten, sie auf seinem Rücken hinübernimmt, um sie zum unbeschreiblichen Gaudium der herumstehenden Generationen hinplumpsen zu lassen! Denn ich teile die Literatur nicht nach Dekaden, sondern nach Dummköpfen ein, und ich lasse keinen entweichen, dem es gepaßt hätte, hienieden ein auskömmliches Leben zu führen, um dann vergessen zu werden. Ich lese, was einer, der beim Schwätzen so besonnen ist, daß er das »Unaussprechliche nicht ausspricht«, in den deutschen Revuen ablagert, um dann daraus Geschichte zu machen. Ich lasse mir die ekelhaftesten Einzelheiten einer salonfähigen Sprache nicht entgehen. Ich bin nicht um den Genuß der Definitionen gekommen, die einer vom Witz gab, der weniger Witz hat, als alle

die keinen haben zusammen. Nicht um den Genuß des Nachweises, daß Speidel ein geringerer Schriftsteller war als Kürnberger, weil dieser leicht produziert und jener um jedes Satzes willen gelitten habe. Und jetzt habe ich es mich nicht verdrießen lassen, zu lesen, wie einer, der mich lesend nie begriffen hätte, sich registrierend an mir vergreift und mich in eine falsche Dekade schiebt, wo er unter den »Erscheinungsformen der literarischen Pathologia sexualis« den Trieb beobachtet, sexuelle Bezeichnungen als Schimpfwörter zu verwenden. Was soll man da machen. Eine neue Art des Schimpfens wäre es zwar nicht. Aber es gibt noch ältere und bessere Arten. Und wenn sich das Gerücht, welches an der Berliner Universität Vorlesungen hält, bewahrheiten sollte und ich wirklich ein Schimpfer bin, so bin ich einer, der das Geschlecht als eine so wenig schimpfliche Einrichtung der Natur erkannt hat, daß er seinen Bedarf an Schimpfwörtern geflissentlich außerhalb dieses Gebietes deckte, dagegen — an dreizehn Jahrgängen wird man es nachweisen können — nie gezögert hat, sich aus dem unermesslichen Vorrat, den die Sprache bietet, zu bedienen, und einen Trottel so laut und überzeugend einen Trottel zu nennen, daß das Echo ihn weitergibt, das Gerücht ihn vergrößert, sämtliche Trottel, die in einer Dekade Platz haben, sich in ihm getroffen fühlen, so daß alle für einen und einer für alle steht und die Literaturgeschichte sich schließlich genötigt sieht, der gigantischen Erscheinung ein besonderes Säkulum einzuräumen.

**Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Karl Kraus.
Druck von Jaboda & Siegel. Wien, III. Hintere Zollamtsstraße 3.**

Von **KARL KRAUS** sind erschienen:

SITTLICHKEIT UND KRIMINALITÄT

Broschiert 6 Mk., Ganzleinen 7 Mk. 25 Pf.

VERLAG L. ROSNER, WIEN UND LEIPZIG

SPRUCHE UND WIDERSPRUCHE

Geh. 3 Mk. 50 Pf., in Leinen 4 Mk. 50 Pf., in Halbfranz 7 Mk. 50 Pf.

DIE CHINESISCHE MAUER

Geh. 6 Mk., in Leinen 7 Mk. 50 Pf., in Halbfranz 10 Mk.

HEINE UND DIE FOLGEN

DRITTE AUFLAGE

Geheftet 80 Pf.

VERLAG ALBERT LANGEN, MÜNCHEN

Über **KARL KRAUS:**

eine Monographie von ROBERT SCHEU

(Mit einem Bildnis)

40 Seiten 8°, broschiert

80 Heller (80 Pfennige)

VERLAG JAHODA & SIEGEL, WIEN UND LEIPZIG

**Es wird ersucht, die Zusendung
von Manuskripten und von Rezensions-
exemplaren zu unterlassen**

DIE FACKEL Herausgeber **KARL KRAUS**

erscheint in zwangloser Folge

BEZUGSBEDINGUNGEN:

Für Österreich-Ungarn:

Für das deutsche Reich:

Für die Länder des Weltpostv.:

18 Nummern portofrei K 4.50

18 Nummern portofrei Mk. 4.--

18 Nummern portofrei K 6.--

36 " " " 9.--

36 " " " 7.25

36 " " " 12.--

Das Abonnement erstreckt sich nicht auf einen Zeitraum, sondern auf eine bestimmte Anzahl von Nummern

Einzelheft in Österreich 30 Heller, in Deutschland 30 Pfennig

Doppelnummer in Österreich 60 Heller, in Deutschland 50 Pfennig

Zu beziehen durch sämtliche Buchhandlungen

Berliner Bureau: Halensee, Katharinenstraße 5

Administrative Zuschriften, die nicht an den Verlag, sondern an die Redaktion der Fackel oder an den Herausgeber adressiert sind, bleiben unerledigt.

VORTRAG OSKAR KOKOSCHKA

Mittwoch, den 17. Januar 1912, im Ingenieur-
und Architektenvereins-Saal, I. Eschenbachg. 9
Karten ab Anfang Januar bei Kehlendorfer,
(I. Krugerstraße)

PETER ALTENBERG

NEUES ALTES

Geheftet 2 Mk. 50 Pf., gebunden 4 Mk. 50 Pf.

GASTHAUS für einen **STAMMGAST** ge-
sucht, der weder vom Wirt
noch vom Personal begrüßt oder mit seinem Namen angerufen
werden will und abends verschiedene Gemüse fertig vor-
zufinden wünscht, die nicht nach Wiener Art zubereitet sind.
Bedienung ohne Konversation, Bezahlung ohne Ansagen der
Speisen.

Anträge unter „KRAFTERSPARNIS“ an den Verlag der
Fackel.

Unternehmen für Zeitungsausschnitte

OBSERVER, Wien, I. Concordiaplatz Nr. 4 (Telephon Nr. 12801)
versendet Zeitungsausschnitte über jedes gewünschte Thema. Man verlange Prospekte.

INHALT der vorigen Nummer 338, 6. Dezember 1911:
Glossen / Pro domo et mundo / Nach dem Erdbeben
Sämtliche Beiträge von KARL KRAUS

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur Karl Kraus
Druck von Jahoda & Siegel, Wien, III. Hintere Zollamtsstr.